Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **40 (1962-1963)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

A. Z. Zürich 34

40. Jahrg. Nr. 4 Juli 1962 • Achtmal jährlich Auflage 10 000

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion: Universitätstr. 18, Zürich 6 • Inserate: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstr. 37, Zürich 1, Tel. 23 83 83 • Druck und Versand: Carta Druck AG, Hornbachstr. 50, Zürich 8, Tel. 24 46 30
Redaktion: Peter Widmer, Rudolf Schilling (Uni); Martin Küper, Ralph Bänziger (Poly) • Redaktionsschluss für Nr. 5: 31. 10. 1962 • Preise: Einzelnummer 80 Rp., Jahresabonnement Fr. 5.—

Ein Stipendienartikel in der Bundesverfassung

Das eidg. Departement des Innern hat kürzlich den Entwurf zu einem neuen Artikel in der Bundesverfassung (Art. 27 quater*), der sich mit den Stipendien und Ausbildungsbeihilfen befasst, veröffentlicht und die interessierten Kreise zur Stellungnahme eingeladen. Das ist ein wichtiger und erfreulicher Schritt in den Bestrebungen, dem wissenschaftlichen Nachwuchs durch vermehrte finanzielle Unterstützung zu helfen.

Bis heute war es umstritten, ob der Bund überhaupt befugt sei, auf Grund der bis heute geltenden verfassungsrechtlichen Bestimmungen Ausbildungsbeihilfen zu gewähren. Unter Berufung auf die kantonale Schulhoheit wurde dem Bund diese Kompetenz abgestritten, u. a. auch von kantonalen Erziehungsdirektoren. Der Bund hat aber in einer Reihe von wirtschaftlichen Spezialgesetzen einzelnen Berufen und Berufsarten Unterstützungen gewährt. Beispielsweise im Landwirtschaftsgesetz, das die Landwirtschaftspolitik des Bundes schlechthin regelt, sind Leistungen an landwirtschaftliche Fachschulen wie auch an Fachschüler und Agronom-Ingenieurstudenten, unter dem Vorbehalt von kantonalen Leistungen, vorgesehen. Oder im Berufsbildungsgesetz: Durch die Wirtschaftsartikel wurde das berufliche Bildungswesen zur Bundessache erklärt. Daher beziehen gewerbliche und kaufmännische Berufsschulen Bundessubventionen, und der Bund gewährt Beiträge jenen Kantonen, die Lehrlingen Stipendien gewähren. Mit andern Worten, der Gewerbeschüler und Lehrling ist vom Bund gegenüber dem Studenten und Gymnasiasten bevorteilt. Der Entwurf des Verfassungsartikels beseitigt richtigerweise solche Unterschiede. Der Bund muss schliesslich an der Ausbildung schlechthin interessiert sein, und er soll es sich nicht erlauben, durch einseitige Bevorzugung privilegierte Berufe zu schaffen. Offen wäre nun eigentlich die Frage, ob der neue Artikel nicht besser unter die Wirtschaftsartikel der Bundesverfassung eingereiht werden sollte als unter die Schul- und Kulturartikel. Doch die Freude, dass der Artikel überhaupt kommt, ist so gross, dass man über diesen Schönheitsfehler in der systematischen Stellung hinwegsieht.

Im Entwurf ist vorgesehen, dass der Bund «selber Massnahmen ergreifen» kann. Das bedeutet eine Abkehr vom bisherigen System der Subventionierung der stipendienfreudigen Kantone und die direkte Unterstützung jener Stipendiaten, die Stipendien wirklich notwendig haben, ohne Rücksicht aus welcher Stadt oder welchem Tal sie nun stammen. Man sagt, das bisherige System sei föderalistisch. Die Leidtragenden waren jedoch die Stipendiaten finanzschwacher Kantone. Es verschärfte die kantonalen Unterschiede. Eine gesunde Föderation braucht jedoch ein gewisses Gleichgewicht. In der Schweiz darf dieses Gleichgewicht nicht noch weiter gestört werden, wenn man die föderalistische Struktur beibehalten will.

Der Entwurf ist so gehalten, dass kein bestimmtes Stipendien- oder Beihilfensystem präjudiziert wird. Es dürfte noch in guter Erinnerung sein, wie man besonders letztes Jahr in studentischen Kreisen um Systeme gestritten hat. Vorschläge und Projekte, Gegenvorschläge und Gegenprojekte wurden präsentiert und schliesslich dem Bundesrat eingereicht. Die Oeffentlichkeit hat an der Diskussion regen Anteil genommen. Das Resultat ist der vorliegende Entwurf des eidg. Departementes des Innern. Dieses Jahr können sich nun die letztjährigen Diskussionspartner alle einig sein, dass nämlich der Entwurf eines Verfassungsartikels verwirklicht werden soll. Später dann, wenn es um die Ausführungsbestimmungen geht, werden die Streiter in die Ausgangsstellungen von 1961 zurückkehren. Wir danken dem eidg. Departement des Innern, insbesondere seinem Chef, Bundesrat Prof. Dr. Tschudi, für die geleistete Arbeit. Paul D. Kennel, iur.

*) **Art. 27 quater**

Der Bund kann den Kantonen Beiträge gewähren an ihre Aufwendungen für Stipendien und andere Ausbildungsbeihilfen.

Er kann ferner, in Ergänzung kantonaler Regelungen, selber Massnahmen ergreifen oder unterstützen, die eine Förderung der Ausbildung durch Stipendien und andere Ausbildungsbeihilfen bezwecken.

Die Ausführungsbestimmungen sind in der Form von Bundesgesetzen oder allgemeinverbindlichen Bundesbeschlüssen zu erlassen. Die Kantone sind vorgängig anzuhören.

«Wahret die Freiheit»

Eine schweizerische Aktion am VIII. kommunistischen Weltjugendfestival

Vom 27. Juli bis 5. August werden in **Helsinki** die «VIII. Weltfestspiele der Jugend und der Studenten für den Frieden und die Freundschaft» stattfinden. 12 000 junge Leute aus der ganzen Welt, die Hälfte davon aus Entwicklungsländern, werden sich für zehn Tage zusammenfinden, in verschiedenen Seminarien über Politik, Wirtschaft, Kunst und Philosophie diskutieren, Theater- und Ballettvorführungen, Modeschauen, folkloristischen Darbietungen und Sportanlässen beiwohnen, Bälle bevölkern und Feste feiern. Ginge es dabei, wie die Organisatoren vorgeben, tatsächlich nur um das gegenseitige Kennenlernen und das Lob der Freundschaft, so wäre das Jugendfestival die lehrreichste und erfreulichste Veranstaltung, die man sich denken kann; doch der gross aufgezogene Anlass muss den Veranstaltern, den Kommunisten des Ostblocks, zu etwas dienen: Er ist ihnen vor allem ein Mittel, um auf die oft ahnungslosen und erwartungsfrohen, von Reise und Anlass begeisterten Teilnehmer aus den Entwicklungsländern auf eine unauffällige Weise propagandistisch einzuwirken. Die Absicht geht dahin, in den jungen Menschen aus den Entwicklungsländern im Verlauf der Reise zum Festivalort, die möglichst durch die Länder des Ostblocks erfolgt, und der Vergnüglichkeiten und Gesprächen des Festivals eine gute Stimmung für die kommunistischen Veranstalter, für die Länder des Ostblocks und für den Kommunismus überhaupt zu erzeugen. Die zwangslose Verbindung des Angenehmen der Veranstaltung mit kommunistischen Ideen und Sympathie für den Ostblock kommt dadurch zustande, dass den Neutralisten eine europäische Jugend präsentiert wird, die vornehmlich aus Kommunisten, östlicher und westlicher Herkunft, besteht und keine andere Ansichten als kommunistische vertritt.

Die westlichen Jugendorganisationen, insbesondere die Studentenverbände (auch der VSS), haben sich seit je vom Jugendfestival, das solche Ziele verfolgt, distanziert. Diese Ablehnung hatte den Nachteil, dass die Festivalorganisation eine ausschliesslich kommunistische Jugend unwidersprochen als Repräsentant der Jugend der Welt den unbefangenen Teilnehmern aus den Entwicklungsländern vorstellen und die Ferngebliebenen als übelwollende Feinde freundschaftlicher Gespräche und froher Feste verschimpfen und in Misskredit bringen konnte. Diese Kehrseite der westlichen Abstinenz bewog im Jahre 1959, als zum ersten Mal das Jugendfestival in einer westlichen Stadt, in Wien, durchgeführt wurde, eine Gruppe junger Schweizer zu einer Aktion, die sich zum Ziele setzte, der kommunistischen Beeinflussung, der die neutralistischen Festivalteilnehmer unterliegen, ein Gegengewicht zu setzen. Eine Gruppe von ungefähr 70 jungen Schweizerinnen und Schweizern organisierte sich unter dem Namen «Wahret die Freiheit» und zog — organisatorisch vom offiziellen Festival natürlich vollkommen unabhängig — nach Wien, und es gelang ihr, mit vielen Festivalteilnehmern aus den Entwicklungsländern ins Gespräch zu kommen, sie auf die Einseitigkeit des Festivals aufmerksam zu machen und ihnen einen westlichen Standpunkt darzulegen.

Das Komitee «Wahret die Freiheit» hat nun dieses Jahr für Helsinki eine gleiche Aktion vorbereitet: Wieder ca. 70 junge Leute aus der Schweiz, Studenten und Berufstätige, werden in Helsinki das Gespräch mit den jungen Menschen aus den Entwicklungsländern suchen; sie werden sie in ein «Schweizer Zentrum» einladen, wo eine Ausstellung in Bild und Wort (franz./engl./span.) die Schweiz vor Augen stellt und Diskussionsstoff geben wird, wo in einem eigenen kleinen Restaurant und in verschiedenen Aufenthaltsräumen ungestört wird diskutiert werden können. Es geht der Aktion also nicht darum, durch irgendwelche Manöver oder Polemiken das Festival zu stören und schlecht zu machen, sondern darum, mit den Festivalteilnehmern aus Asien, Afrika und Südamerika in freundschaftlichem Gespräch einen echten und sachlichen Gedankenaustausch zu führen, ihnen zu zeigen, dass ihre Nöte und Fragen uns echte Anliegen sind und dass wir ihnen positiver gegenüber stehen, als sie selbst vielleicht meinen und als es die Kommunisten ihnen einreden wollen. Es wird auch darum gehen, die Neutralisten vor den Kommunisten zu warnen und ihnen am Beispiel der Schweiz, von deren Staatsform und Sozialstruktur, deren Ideen und Leistungen, insbesondere auf dem Gebiet der Entwicklungshilfe, die Ausstellung und eine illustrierte Zeitung in Kleinformat einen Begriff geben sollen, einen andern Weg als den kommunistischen aufzuzeigen.

Es versteht sich, dass die Mitglieder der Aktion «Wahret die Freiheit», welche unter dem Präsidium von **Hans Peter Ming** steht, sich für die schwere Aufgabe in Helsinki einer gründlichen Schulung unterzogen haben. In z. T. mehrtägigen Ausbildungstagungen und in regelmässigen Schulungsabenden haben sie sich mit den Problemen der Entwicklungsländer, des Kommunismus und der aktuellen Politik auseinandergesetzt.

Vom Verlauf des Jugendfestivals und vom Wirken der Aktion «Wahret die Freiheit» wird der «Zürcher Student» in seiner nächsten Nummer, d. h. in der ersten des Wintersemesters, berichten. schi

Seite 9—18: Sonderbeilage der Wohnbaukommission

Besuch des Rektors an der Doktor-Faust-Gasse

Auf Einladung des Präsidenten der Studentenschaft machte am 29. Juni der Rektor der Universität, *Prof. E. Hadorn*, einigen Vertretern der Studentenschaft im Büro des Kleinen Studentenrats an der Doktor-Faust-Gasse 9 einen Besuch. In einer zwanglosen Aussprache konnten verschiedene hängige Fragen des Universitätsbetriebes, die sonst auf dem mühsameren schriftlichen Wege hätten erledigt werden müssen, besprochen und Informationen ausgetauscht werden. Der

Ungeduld der Erkenntnis

Hermann Broch: Die unbekannte Grösse und frühe Schriften; Briefe an Willa Muir. 430 Seiten, Zürich 1961.

Im Rhein-Verlag erschien der zehnte, letzte Band der Gesammelten Werke Hermann Brochs. Im ersten Teil des Bandes finden wir ausser dem Roman «Die unbekannte Grösse» die zwei Erzählungen «Der Meeresspiegel» und die «Heimkehr des Vergil» abgedruckt, ferner ein Roman-Fragment («Filsmann» betitelt) und Brochs Bemerkungen zu den «Tierkreis-Erzählungen». Die frühen Schriften und Essays aus der Reifezeit des Dichters — im zweiten Teil — schliessen eine Lücke im editorischen Werk von Brochs wissenschaftlichen Studien und literarischen Betrachtungen, von denen besonders die letztgenannten (u. a. «Was ist religiöse Dichtung?») für den Leser seiner Dichtungen aufschlussreich sind. Zusammen mit der Einleitung durch Ernst Schönwiese ist uns damit eine eigentliche Einführung in das dichterische Werk Hermann Brochs gegeben. Die Briefe an seine Uebersetzerin Willa Muir — im dritten Teil des Bandes — stammen zum grossen Teil aus den Jahren 1931-32, der Zeit der «Schlafwandler» also. Sie bieten einen sehr schönen Einblick in die Gedankenwelt Brochs zur Zeit seiner ersten Meisterschaft.

Mitte 1933 hatte Broch seine Arbeit an den «Tierkreis-Erzählungen» unterbrochen, um sich ganz seinem neuen Roman zu widmen. Ein paar Wochen später brachte die «Vossische Zeitung» das knappe Werk — es umfasst nur etwa 130 Seiten — bereits als Vorabdruck der Buchausgabe des S. Fischer Verlages. «Die unbekannte Grösse»; wir wissen heute, dass der Dichter einen Neudruck des Romans zu seinen Lebzeiten untersagt hatte, und fragen uns deshalb, ob Ernst Schönwiese, der für Herausgabe und Einleitung verantwortlich zeichnet, recht tut, das Werk im Rahmen des Gesammelten Brochschen œuvres zum Abdruck zu bringen.

Im Mittelpunkt des Buches steht der junge Mathematiker Richard Hieck, in den mancher persönliche Zug des Dichters selbst eingegangen sein mag, ein Mensch, dessen Leben — nach Brochs eigenen Worten — rein auf Erkenntnis abgestellt ist. In «Grundzüge des Romans» (im Anhang) sagt der Dichter, dass Erkenntnis, intellektuelle Erkenntnis, in erster Linie rational und wissenschaftlich sei. Richard Hieck als der intellektuelle, erkenntnissuchende Mensch des 20. Jahrhunderts ist auf die Einzelwissenschaft verwiesen; er macht mengen- und gruppentheoretische Untersuchungen. Die Mathematik ist der Typus des auf sich selbst gestellten, tautologischen Wissensgebietes: Hieck, dessen Entwicklung vom Studenten über den Assistenten zum Professor (letzteres zwar nur mehr angedeutet) wir miterleben, strebt nach einer Gesamterkenntnis. Hier liegt das Hauptproblem des Romans, von Broch selber formuliert: «Wie kann er (Hieck), von seiner Einzelwissenschaft kommend, zur Lösung des rational unbewältigbaren Erkenntnisrestes (manifestiert in den grossen Fragen des Todes, der Liebe, des Nebenmenschen) gelangen? gibt es hiefür einen Weg?» Richard Hieck versucht, die Lösung rational zu finden. Die fluktuierenden Grenzen der Wissenschaft, seine mathematischen Probleme der Unendlichkeit, hofft er, seien auch die Probleme des unendlichen Lebens. Vor dem Liebeserlebnis wird ihm klar, dass dieser Weg nicht beschreitbar ist, und vor dem Leichnam eines geliebten Menschen wird Hieck später sichtbar, erfasst er, «dass die rationale und wissenschaftliche Erkenntnis bloss einen Teil einer grösseren und zugleich einfältigeren Erkenntnis darstellt, einer wahrhaft mystischen Erkenntnis, die beweislos und doch evident ist, weil sie Leben und Tod, Rationales und Irrationales umschliesst.»

Es konnte sich für Broch nicht darum handeln, Material des von ihm beherrschten Wissenschaftsgebietes (der Dichter kommt selber von der Mathematik her) vor dem Leser auszubreiten; in der «Unbekannten Grösse» ist sein Wille zum irdisch Absoluten, zur Dichtung (dichten = condensare) der Totalität aus jeder Zeile spürbar. Die Mathematik, die Wissenschaft überhaupt vermag aber keine Totalitäten zu liefern, sondern nur Partialgebiete zu bedecken. Die alte Prätention der Philosophie, ein gesamtes Leben und eine gesamte Welt zu umfassen, geht bei Broch auf die Kunst über: «Wie jede Kunst hat auch der Roman eine Welttotalität darzustellen, er im besonderen die Lebenstotalität der von ihm vorgeführten Personen . . . : der Mensch in seiner Ganzheit soll dargestellt werden, die ganze Skala seiner Erlebnismöglichkeiten, angefangen von den physischen und gefühlsmässigen bis hinauf zu den moralischen und metaphysischen, und damit wird unmittelbar ans Lyrische appelliert, da nur dieses die hiefür nötige Prägnanz aufzubringen imstande ist.» Von hier aus wird klar, warum der Roman «Die unbekannte Grösse», der Roman des intellektuellen Menschen in seinem Grundcharakter durchaus lyrisch bleibt; Brochs Gestaltung der Welt geschieht ja vom mystischen und lyrischen Urgrund her, m. a. W. von der platonischen Idee. Das Band gemeinsamer Plausibilität, das inneres und äusseres Geschehen verbindet, der «Einklang zwischen moralischer Lebenshaltung und erkenntnismässiger Theorie (unter der die sichtbare Welt verstanden wird)» manifestiert sich in Brochs einheitlichem Stil.

Im Nachwort zum Roman «Die Schuldlosen» sagt Hermann Broch über den Irländer James Joyce, in seinem Werk habe dieser dargetan, «dass eine überkomplex gewordene Welt nur durch Anwendung vieldimensionaler Mittel, nur durch besondere Symbolkonstruktionen und Symbolabkürzungen zu annähernder Totalitätsdarstellung gebracht werden kann». Das gleiche gilt für das Werk Brochs selbst. (Strelka hat nicht unrecht, wenn er mit «Neusymbolismus» operiert:) Die «künstlerische Ehrlichkeit «darf sich nicht mehr mit der «unmittelbar gegebenen Sicht- und Hörbarkeit» begnügen, sondern hat «ins Unzulängliche hinabzutauchen, um hier die unsichtbare Gestalt, die unhörbare Rede des Menschen» aufzuspüren. Das naturalistische Konterfei benötigt zur Erfüllung von Brochs Totalitätsanspruch eine abstrakte Ergänzung: «Als es dunkler wurde, hielten sie sich an den Händen. Aus den feuchten Wolken wehte mild und sanft die Einsamkeit alles Menschlichen, die Nacht, aus der sie kamen und in die sie gingen.»

So wie der Roman «Die unbekannte Grösse» vorliegt, könnte man von ihm als von einem Bildungsroman sprechen. (Die seelische Entwicklung Richard Hiecks wird bis zu einem gewissen Abschluss dargestellt.) Wir begreifen Broch sehr gut, wenn er seinerzeit einen Neudruck des Werkes verbot. Das Ziel, das ihm mit dem Roman vorgeschwebt haben musste, nicht nur eine Entwicklung, sondern eine Ganzheit dichterisch und rational zu erfassen, eine eigentliche Kosmogonie zu schaffen (die für den Brochschen Menschen um 1930 galt und mit der er sich auseinandersetzen musste, wenn es ihm um die Einheit des Weltbildes ging), dieses Ziel hatte er bei der Strenge des eigenen kritischen Massstabes nicht erreicht. Dennoch wagen wir zu behaupten, «Die unbekannte Grösse» sei ein grosser Roman, der die «Schlafwandler» überragt und in dem bereits die Keime zu Brochs späteren Meisterwerken spürbar sind. Ernst Schönwieses Herausgabe scheint uns also gerechtfertigt.

Die Ausgabe der Gesammelten Werke Hermann Brochs ist mit dem nun vorliegenden zehnten Band abgeschlossen. Wir dürfen ruhig sagen, dass der Rhein-Verlag damit eine der wichtigsten Publikationen der letzten Jahrzehnte zum Abschluss gebracht hat. *fsk*

Aus den «epigonalen strofen» von fsk.

ja

herbst und die glasige kläre
in schüben hochgejagt
strasse der gelben blätter
klang der sterbenden jagd

es ist ein beisein von abend
in allem was geschieht
herbst — deine kleine tirade
on the sunny side of the street

kleiner wind kleiner rest

dies ist die stunde der wiederkehr
wenn die länder verblassen
ein kleiner wind und was noch mehr
wenn wir uns fallen lassen

und was ist hier schon von bestand
to be or not to be
vom mond der feine faserrand
eine kleine melodie

ein kleiner rest von grösse
im schieren abendrot
deckt unsere blösse
devot

Rektor berichtete vom erfreulichen Fortschreiten der Arbeit der Planungskommission, welche mit grosser Intensität die bauliche Erweiterung der Universität vorbereitet. Weitere Gesprächsthemen waren: der Modus der Erhebung der fakultativen Hilfsbeiträge für Hafouz und die Flüchtlingsstudenten; die Entwicklung der Beziehungen zu den Universitäten Novi Sad in Jugoslawien und Monrovia in Liberia; der Ausbau der Unibar; die Bemühungen um die Behebung der Platznot in verschiedenen Vorlesungen, insbesondere der medizinischen Fakultät. Die Studentenschaft dankt dem Rektor, dass er zwei Stunden seiner kostbaren Zeit geopfert hat. *schi*

PS. Der Rektor hat unter anderem darauf hingewiesen, wie wenig von den jährlich zur Verfügung stehenden Auslandstipendien Gebrauch gemacht wird. Die Redaktion macht deshalb auf folgende Stipendien für das Jahr 1962/63 aufmerksam:

Zwei Stipendien für *Polen*, zwei für *Dänemark*, eines für *Oesterreich* und eines für *Ecuador*. Nähere Auskünfte gibt die Schweizerische Zentralstelle für Hochschulwesen, Sonneggstrasse 26, Zürich 6.

Studentenbibliothek in der ZB

Wie wohl ist dem, der dann und wann
Sich etwas Schönes dichten kann!

hat Wilhelm Busch einmal geschrieben. Das gilt nicht nur für das Dichten, sondern auch für das Lesen. Aus der unübersehbaren Auswahl der Neuerscheinungen findest du in der Studentenbibliothek eine zuverlässige Auslese, von verschiedenen Lektoren getroffen. Das Verzeichnis findest du im Katalogsaal der ZB; die Studentenbibliothek umfasst Belletristik, pro Semester werden ca. zwischen 20 und 30 Bücher angeschafft. Einschreibgebühr braucht es keine (Legi genügt). Am besten gehst du selber einmal hin und überzeugst dich davon, denn, um nochmals Busch zu zitieren:

Der Dichter, dem sein Fabrikat
So viel Genuss bereitet hat,
Er sehnt sich sehr, er kann nicht ruhn,
Auch andern damit wohlzutun;

Für den Leseausschuss
Jeannine Carrel, phil. I

Unter vielen anderen finden wir in der Liste der Anschaffungen des letzten Semesters folgende Werke:

Brecht: Flüchtlingsgespräche
Kästner: Notabene 45
Döblin: Die drei Sprünge des Wang-Lun
Frisch: Andorra
Montherlant: Les voyageurs traqués
Greene: A Burnt-out Case
Ustinov: The Loser

Neues vom und im Lesesaal

Es scheint noch immer Kommilitonen zu geben, die nicht wissen, dass im Haus der Zentralstelle, Künstlergasse 15, von der Studentenschaft der Uni ein Lesesaal unterhalten wird, in dem die meisten Schweizer Tageszeitungen sowie verschiedene Zeitschriften aufliegen. Für jene andern aber, die den einst herrschaftlichen Raum mit den langen Tischen und den unbequemen Stühlen nur zu gut kennen, sei angedeutet, dass in nicht allzu ferner Zukunft der Lesesaal neu und weniger spartanisch eingerichtet werden soll.

Im letzten Februar führten wir unter den Benützern des Lesesaals eine Umfrage durch, um folgendes zu erfahren:

1. Welches sind die bevorzugten Zeitungen;
2. Welche werden als überflüssig empfunden;
3. Welche werden zusätzlich gewünscht.

Das Echo war unerwartet gross, und viele Fragebogen enthielten neben den Antworten noch weitere Anregungen.

Bei der ersten Frage ergab sich das einheitlichste Resultat. Wie nicht anders zu erwarten, ist unter den Tageszeitungen die «NZZ» bei mehr als 50 % der Leser Favoritin, in gebührendem Abstand gefolgt vom «Tagesanzeiger» und der «Tat»; unter den übrigen dominieren die »Weltwoche», der «Sport» und die «Zürcher Woche». Aber auch den Lokalblättern wird die Treue gehalten; dies sei für jene vermerkt, die den einheimischen Blätterwald zu üppig vertreten finden. Zudem handelt es sich durchweg um Gratisabonnemente, so dass nicht einzusehen ist, weshalb nicht jeder das Blättli seiner Heimatgegend im Lesesaal finden soll. Unter den Zeitschriften erfahren die Monatshefte «Du» und «Camera» die verdiente Beachtung, obwohl sie es an Beliebtheit mit dem «Nebi» nicht aufnehmen können. Aber auch kleinere Organe, von den «SBB-Nachrichten» bis zum «Goetheanum», finden ihre Liebhaber; wirklich überflüssig scheint im Lesesaal kaum etwas zu sein. Dies war auch die einzige Folgerung, die wir aus dem Ergebnis der Frage nach überflüssigen Blättern ziehen konnten. Die Meinungen über Wert und Unwert gehen zu sehr auseinander, als dass sich eine Abbestellung rechtfertigen liesse. Wundersame Blüten trieb der Parteigeist; es ist sehr einfach, auf die Wunschliste mehr Exemplare des eigenen Parteiorgans zu setzen und dafür die Abschaffung des gegnerischen Blattes anzuraten! Besonders häufig traf den «Brückenbauer», die «Tat» und das «Volksrecht» dieses Los, aber sogar die «NZZ» blieb von solchen Ansinnen nicht verschont.

Auch die Wunschliste bietet ein ebenso vielfältiges wie uneinheitliches Bild: Wissenschaftliche, kulturelle, satirische, politische Zeitschriften werden zur Anschaffung empfohlen. Auf allzu spezialisierte Vorschläge wie «Schachzeitung» oder «Zeitschrift des Berner Juristenvereins» können wir nicht eingehen; der Lesesaal soll allgemeinen Interessen dienen, die Fachzeitschriften gehören eher in die entsprechenden Seminarien oder Klubs.

Eindeutig und berechtigt ist dagegen der Ruf nach ausländischen Zeitungen. Hier werden nun Verbesserungen vorgenommen, soweit es unser Budget erlaubt. Dabei muss aber dankbar festgehalten werden, dass uns nicht nur schweizerische, sondern auch verschiedene ausländische Verlage überraschend grosszügig entgegenkommen. Mit Recht war vor allem der Mangel an deutschen Zeitungen angesichts der hohen Zahl deutscher Studenten kritisiert worden; nun liegt die «Frankfurter Allgemeine» und in Bälde auch «Die Zeit» auf. Aus Amerika kommt neu die «New York Herald Tribune» (es muss dabei darauf hingewiesen werden, dass auch der «Christian Science Monitor» neben Christlicher Wissenschaft sehr gutes und objektives Informationsmaterial enthält). Die französischen Zeitungen sind leider sehr teuer. An Magazinen wurden «Life» und «Paris-Match» bestellt.

Alle Zeitungen und periodischen Schriften können von den Studenten im Unterabonnement günstig übernommen werden; Interessenten sollen sich an die Lesesaalkommission (Dr.-Faust-Gasse 9) wenden. Man verwechsle diese Möglichkeit aber nicht damit, dass man — wie letzthin leider erneut vorgekommen — eine Zeitschrift einfach mitlaufen lässt!

Elisabeth Strickler, Lesesaalkommission

SAB
Dein Einkauf
Dein Preis
Dein Laden
im Studheim und Clausiusstrasse 35

Chemie
Vorbereitung auf
Propädeutikum, Vordiplom
Dr. Cantieni
Untere Zäune 21 Zürich 1
Tel. 34 50 77

TABAK Schrämli
das alte gute
Spezialgeschäft
beim Poly

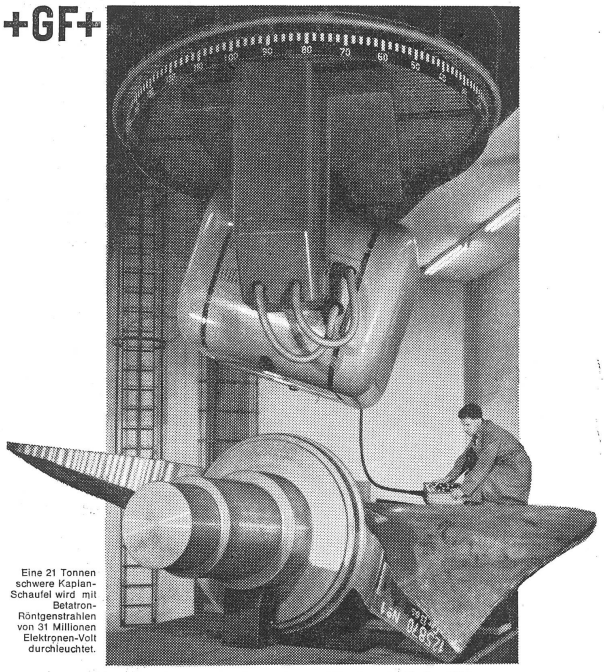
Kugellager und Rollenlager
das Schweizer Präzisionsfabrikat für den gesamten Fahrzeug- und Maschinenbau
SRO Kugellager Verkaufsbüro Zürich
der Kugellagerwerke J. Schmid-Roost AG
Telephon (051) 25 89 66 Nüschelerstr. 31

Industrielle Forschung und Entwicklung
führen zu den Spitzenleistungen der modernen Technik

Wir bieten technisch interessierten Leuten vielfältige Einsatzmöglichkeiten in unseren Arbeitsgebieten:

Fittings, Temperguss, Elektro-Stahlguss, Grauguss, Sphäroguss, Leichtmetallguss, Freileitungs-Armaturen, Räder und Kupplungen für Strassen- und Schienenfahrzeuge, Werkzeugmaschinen, Giessereimaschinen

+GF+



Eine 21 Tonnen schwere Kaplan-Schaufel wird mit Betatron-Röntgenstrahlen von 31 Millionen Elektronen-Volt durchleuchtet.

Georg Fischer Aktiengesellschaft, Schaffhausen
Telephon: (053) 56031 und (053) 57031
P 332/1

Sommerfreuden mit Coca-Cola!

...was wäre ein Ausflug, ein Gartenfest, ein geselliger Abend ohne das köstliche, das prickelnde «Coca-Cola». Das erfrischt so richtig. Deshalb lieben Sie es, deshalb trinken Sie es — zu jeder Zeit, in vollen Zügen, den ganzen Sommer lang: Ihr «Coca-Cola».

Haben Sie das schon probiert? Eine Kugel Zitronen- oder Vanille-Glace in einem Glas, das Sie mit «Coca-Cola» auffüllen.

Refresca AG Zürich
Konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen
S 804 d

Das Buch des Semesters

IV. Leszek Kolakowski: Der Mensch ohne Alternative

Wir beschliessen unsere Reihe mit der Frage nach der *Bedeutung Kolakowskis.* Ganz ausser Zweifel steht, dass Kolakowski nicht bloss ein Denker auf eigene Faust ist, sondern dass wir in seinem Denken eine bestimmte Strömung im kommunistischen Machtbereich repräsentiert finden — eben den *Revisionismus,* und dieser verdient, wie uns scheint, unsere ernsteste Aufmerksamkeit. Der Revisionismus gibt sich, wie an Kolakowski deutlich zu erkennen ist, als kommunistische Bewegung aus, die dem Kommunismus das Ziel setzt, sich selbst zu reformieren. Das muss uns, die der Kommunismus in der bisher herrschenden Form in der Existenz bedroht, aufs höchste interessieren. Kein Wunder, dass die Bedeutung des Revisionismus bei uns heftig umstritten ist: Denn die einen halten ihn für ein geschicktes Manöver des Kommunismus, um uns einzulullen und seine weltrevolutionären Ziele zu verhüllen, und bekämpfen mit Schärfe den, wie sie meinen, naiven und hochgefährlichen Glauben der andern, dass im Revisionismus die Chance einer inneren Evolution des Kommunismus liege. Es ist offensichtlich, dass der Kommunismus grundverschieden behandelt werden müsste, je nachdem, ob er evolutionsfähig ist oder nicht. Unsere Entscheidung ist darum von der allergrössten Tragweite; ein Fehler hätte die verhängnisvollsten Folgen. Würden wir uns zu Unrecht auf eine langsame Besserung einrichten, so müssten wir wohl über kurz oder lang dem hinterhältigen Gegner erliegen; unterschätzten wir aber echte Entwicklungsmöglichkeiten in ihm, so wären wir für eine Verhärtung der Fronten verantwortlich, die unter Umständen nur den Ausweg einer gewaltsamen Auseinandersetzung unvorstellbaren Ausmasses offenliesse.

Wer diese Alternative erkennt — und das wird jeder verantwortungsbewusste Mensch unserer Zeit —, den elektrisiert es, wenn er in Wirklichkeit auf revisionistische Gedankengänge im kommunistischen Ideologiebereich stösst; und wenn die Verfassergemeinschaft dieser Aufsätze den Lesern des «Zürcher Student» Kolakowskis Gedankengänge über ein ganzes Semester zumutete, geschah es in der heimlichen Absicht, ihnen im Rahmen des Möglichen eine eigene Grundlage für die Beurteilung des Revisionismus zu vermitteln. Wir legen ihnen in diesem letzten Versuch einige Ueberlegungen vor, die sie zur Vertiefung in dieses wesentliche Thema der aktuellen Politik anregen mögen. Dem Leser ist sicher schon klar, dass es sich dabei angesichts des gewaltigen und heiklen Fragenkomplexes nur um ein rohes Gerüst handeln kann, das dringend der Vertiefung und Differenzierung bedarf.

*

Warum hängt Kolakowski überhaupt noch am Kommunismus? Im letzten Aufsatz haben wir klar erkannt, dass Kolakowski zwar gegen das bestehende System des Kommunismus ist, aber ebenso scharf den «Kapitalismus» verurteilt, er kämpft gegen beide und für eine dritte Möglichkeit — einen vom Fehler der Verhärtung radikal gereinigten «Kommunismus». Dazu müssen wir als erstes feststellen: Das Anvisieren eines solchen Kommunismus ist uns zum mindesten sympathischer als seine im Moment herrschende Form — die Konsequenzen für unsere Haltung sind leicht abzusehen. Kolakowski verdient und erfordert aber von uns ein Verständnis, das weit über diesen bloss taktischen Gesichtspunkt des kleineren Uebels hinausgeht. Für uns, die wir von aussen dem ganzen, sich abkapselnden und krampfhaft Homogenität vortäuschenden Block gegenüberstehen, ist Kommunismus natürlich identisch mit all dem, was es zu bekämpfen gibt, und es ist einfach und verständlich, ihn als ganzen abzulehnen. Für jemand, der wirklich unter den Bedingungen eben dieses Kommunismus leben muss, ist das keineswegs so einfach. Wenn er das Schlechte im Kommunismus erkennt und ablehnt, kann er eben gerade *nicht* einfach «dagegen sein»; unter der schweren Hand des totalitären Apparates gibt es nur wenige engbegrenzte Möglichkeiten: Emigrieren — Ausweichen in die politische Abstinenz, die Haltung des «Clerc» (Schöngeists) — oder das Schwierigste, Heikelste und das einzige, was positive Möglichkeiten eröffnet: den bestehenden Kommunismus zur Selbstregeneration anzuregen. Diesen Weg geht Kolakowski. *Der Revisionismus, so ehrlich betrieben, wie es Kolakowski tut, ist die optimale Möglichkeit des Kampfes für bessere Zustände unter den Lebensbedingungen des heutigen Kommunismus.* Wir dürfen uns keiner Täuschung darüber hingeben, dass jeder Schritt darüber hinaus vom Regime sofort unterbunden würde, womit die Stimme verstummt wäre, die sich jetzt wenigstens in beschränktem Umfang erheben darf. Das ist keine blosse Theorie. Im Januar dieses Jahres wurde Kolakowski der Literaturpreis des Warschauer Diskussionsklubs «Der krumme Kreis» verliehen. An der Feier explodierte das Bedürfnis nach mehr Freiheit, die Anwesenden forderten in heftigem und anklagendem Ton mehr als blosse Redefreiheit; daraufhin wurde der «Krumme Kreis» von der Regierung geschlossen. Ein satirisches Theaterstück Kolakowskis, die Debatte der Patienten im Wartezimmer eines Zahnarztes, ob wohl der angekündigte neue Zahnarzt neue Methoden anwenden werde und ob sie besser seien als die alten — ein unverhülltes Gleichnis für die Entstalinisierung — erlebte nur vier Aufführungen, bis es von der Regierung verboten wurde.

Eben hierin liegt der Anlass zu weit reelleren Bedenken. Ist es nicht so, dass die *Macht* und alle Machtmittel in den Händen von Politikern liegen, die die Entstalinisierung vielleicht als Lippenbekenntnis mitmachen, die aber faktisch die totalitären Methoden weiterführen? Ist nicht das Wirken eines Kolakowskis ganz von ihrem Gutdünken abhängig? Zugestanden, dass Kolakowski selber vielleicht subjektiv ehrlich ist — wird er nicht darum doch von den Machthabern dazu ausgenützt, der Freien Welt temporär eine Liberalisierung vorzuspiegeln, die sie auf lange Sicht gar nicht zuzugestehen bereit sind? Diese Bedenken werden gestützt durch eine Analogie in grösserem Rahmen. Ist nicht Polen überhaupt schon ein Sonderfall im Ostblock? Ist nicht sogar Gomulkas Politik, seinen auflüpfischen Intellektuellen eine wohldosierte Narrenfreiheit zu geben, ihrerseits wieder ganz der Willkür der kommunistischen Weltzentrale Moskau unterworfen? — An diesem Punkt wird die Behandlung des Problems ausserordentlich komplex. Zunächst: Wie die Dinge *gegenwärtig* liegen, sind alle Fragen zweifellos zu bejahen. Die wirkliche Macht *ist* auch heute noch zentralisiert und monopolisiert; die Leitbilder und Praktiken der Machthaber *sind* immer noch doktrinär, diktatorisch, kommunistisch im schlechten Sinn. Wir dürfen ja nicht darauf bauen, dass sich der Kommunismus geradlinig in revisionistischer Richtung zum Besseren entwickle. Hoffnungen dieser Art, die bei uns hie und da auftauchen, sind tatsächlich naiv und gefährlich und müssen unnachsichtig kritisiert werden. Doch auch das andere Extrem ist unannehmbar. Es ist eine unerlaubte Vereinfachung und nicht minder gefährliche Bequemlichkeit, die latente Affinität zu Gewalt und Totalitarismus als *unveränderliche Konstante* des Kommunismus zu betrachten. Was sich in Wirklichkeit im kommunistischen System abspielt, ist das Ringen von heute noch sehr ungleichen Faktoren — der Idee eines besseren Kommunismus, die sich aus den idealistischen Impulsen seines Ursprungs nährt, gegen die Erben der Politik, die schrankenlos das der Ideologie innewohnende Vertrauen auf zentralistische Organisations- und Kampfformen zur persönlichen Willkürherrschaft ausnützte. Die beiden Komponenten befinden sich in einem überaus labilen Gleichgewicht, das jederzeit nach einer Seite, vor allem nach der reaktionären, ausschlagen kann.

Unsere gedämpfte Hoffnung, dass sich das Gewicht — nicht geradlinig, unter Rückschlägen, oft unübersichtlich, und sicher oft entmutigend — dennoch langsam zugunsten der Mässigung verschiebt, speist sich aus zwei grundverschiedenen Quellen. Die eine ist die durch die Geschichte einigermassen gestützte Ueberzeugung, dass auf die Länge — es handelt sich nur um historische Zeitmassstäbe, Jahrzehnte und Generationen — das politische Bedürfnis der Menschen nach echter Freiheit und geistig erträglichen Lebensbedingungen auch vom Totalitarismus nicht niedergehalten oder gar ausgelöscht werden kann. Für eine innere Evolution bestehen im Kommunismus aus seinen eigenen Voraussetzungen heraus gewisse Chancen. Wir dürfen eines nicht übersehen: Seine Ideologie enthält in ihren *Zielen* — wir betonen: *Ziele* — einen starken idealistischen, ja philanthropischen Zug, den die Führung auch in den zynischsten Zeiten nie abzuwerfen wagte und immer zumindest als Vorwand auf ihre Fahnen schrieb. Darin liegt ein fundamentaler Unterschied zum Nationalsozialismus, den man oft gedankenlos als Parallelfall und automatisches Beweismittel heranzieht: Der Nationalsozialismus proklamierte offen die rassische Ueberheblichkeit, den Egoismus und den schrankenlosen Willen zur Macht. Der idealistische Zug im Kommunismus, dessen Festigkeit gerade die Tatsache demonstriert, dass ihn die Repräsentanten faktisch vernachlässigen, mit Füssen treten und missbrauchen, niemals aber verleugnen, ja nicht einmal zur Diskussion stellen können, macht es möglich, dass Leute *im Namen des wahren Kommunismus* gegen den herrschenden Kommunismus auftreten können. Es wäre von uns — dies ein knapper Hinweis auf praktische Folgerungen — töricht und gefährlich, diese latente Möglichkeit, die dem Kommunismus innewohnt, aus unseren Betrachtungen auszuschliessen; im Gegenteil, wir haben ihr die allergrösste, mit Kritik gepaarte Aufmerksamkeit zu schenken.

Auch dieser Gedanke ist keine rein theoretische Spekulation, sondern wird gestützt durch gewisse Beobachtungen im kommunistischen Gefüge; das ist die zweite Quelle unseres vorsichtigen Optimismus. Nur generell weisen wir hin auf die Erfahrungen der «Tauwetterperiode» 1955—56. Dort zeigte es sich, dass der Wunsch und der Ansatz zur Lockerung im ganzen Machtbereich latent vorhanden sind; sogar im fernen China regen sich von Zeit zu Zeit Neigungen wie die «Theorie der hundert Blumen». Als diese Regungen einen gewissen Rahmen überschritten, wurden sie sofort zurückgedämmt. Aber, das gilt es zuletzt zu bedenken, das Pendel schwang auffälligerweise nicht ganz zurück, sondern stabilisierte sich in einer Lage, deren Mittelwert gegenüber früher doch einen deutlichen Fortschritt darstellt. Das zu übersehen, wäre *von uns aus* eine unzulässige Versteifung auf überkommene Vorstellungen. Pauschale Urteile sind heute nicht mehr adäquat — auf beide Seiten hin. Hundert Blumen machen, wie sich in China zeigt, noch keinen Sommer, und dass ein Kolakowski schreiben und lehren darf, garantiert keineswegs schon eine fortschreitende Liberalisierung. Andererseits muss eine ausgewogene Analyse zum Schluss kommen, dass der Politik der Machtzentrale nicht mehr mit dem Schlagwort schrankenloser Willkür beizukommen ist. Es ist falsch, für die Beurteilung der Zukunft des Kommunismus die revisionistische und die reaktionäre Komponente gegeneinander auszuspielen. Diese Tendenzen sind nur Gegensätze, sofern man durch das System und alle politischen Strömungen, die es überdacht, einen statischen Querschnitt zieht; wenn wir es als Ganzes in seiner zeitlichen Entwicklung verfolgen, stellen wir in allen einzelnen Sektoren und im Mittelwert einen merklichen Fortschritt fest. Auf der Seite des reformwilligen Idealismus ist er eklatant, denn früher wäre er gar nicht geduldet worden; es blieb nur die Flucht in Indifferenz, Opportunismus oder Zynismus. Natürlich ist die Clique, welche die faktische Macht in Händen hält, im Vergleich zu den Revisionisten reaktionär; aber gegenüber dem früheren Zustand des Machtzentrums der kommunistischen Gesellschaft ist eine Mässigung nicht wegzudisputieren. Bei allen Vorbehalten, die wir keineswegs aus den Augen verlieren, zeigt Chruschtschews Politik doch nicht mehr das finstere Antlitz von Stalins totalem Absolutismus. Bestimmt nicht, weil Chruschtschew ein guter Mann ist! Es sind reelle Interessen, die ihn an die Spitze der Macht gebracht haben und ihn dort halten — vermutlich die stärksten, denn es sind diejenigen, welche sich durchgesetzt und konsolidiert haben. Nichts zeigt aber gerade schöner als das, dass sich auch in jenem Brennpunkt des kommunistischen Systems, wo sich die wirkliche Macht konzentriert, gewissen Veränderungen abgespielt haben, die der nüchterne Betrachter mit allen notwendigen Differenzierungen zur Kenntnis nehmen muss.

Es versteht sich von selbst, dass ein Kommunismus in solchem Zustand, wo sich da und dort die Steine lockern, anders behandelt werden will als Stalins monolithischer Machtblock. Die latente Faszination der Neuerung — auch in der führenden Clique ist die «schöpferische Weiterentwicklung des Marxismus» ein stehendes Schlagwort! —, die neue Auffächerung der Erscheinungsformen, diese ganze Dynamik, die in jedem Moment Gefahr und Chance untrennbar in sich birgt, erfordert von uns Geschmeidigkeit und Festigkeit, wo es nottut Härte, die wieder nicht in Starrheit und Fixierung unserer Vorstellungen umschlagen darf. Dass auf der andern Seite des Vorhangs ein Geist existiert, der dieselbe Behutsamkeit im Abstecken der Grenzpfähle und Skepsis gegenüber allem Doktrinären, Ausschliesslichen, Sektiererischen übt, ist tröstlich und Anlass zu leiser, nicht überspannter Zuversicht — Hoffnung ohne Verblendung, wie Kolakowski sagt. Von seiner Seite aus sieht die Aufgabe und die Zukunft ungefähr so aus: «Zu den Gesichtspunkten, um die Marx unseren Geist bereichert hat, gehört, dass man das Leben der Gesellschaft in seinen ständigen Konflikten und Kämpfen analysiert, die durch eine Unmenge von Einzelbestrebungen, Einzelwünschen, Einzelleiden und -enttäuschungen, Einzelsiegen und -niederlagen hindurch sich doch zu einem Bild der Evolution vereinen, von der wir glauben dürfen, dass sie im grossen Massstab der Geschichte keine Degradierung, sondern einen Fortschritt bedeutet.» («Mensch ohne Alternative», S. 24)

Jörg Thalmann

Grösste Sorgfalt in jeder Produktionsstufe

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
- Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung im wissenschaftlichen Satz
- Überdimensionierte Korrekturabteilung: Drei Korrektorinnen auf fünf Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge

erspart Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und macht uns weit und breit zur preiswertesten Spezialdruckerei für Dissertationen

VERLAG P. G. KELLER Winterthur
Büro nur in Zürich-Witikon: Im Brächli 15
Telephon 34 96 66 und 24 10 03

Zürich
Institut **Minerva**

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner

Maturität Handelsschule
ETH Arztgehilfinnenschule

Coiffeur E. Hotz
Zürich 1 Rindermarkt 19

Für Studenten
Ermässigung
Haarschneiden
ausgenommen am Samstag

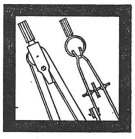
Dienstag den ganzen Tag geschlossen

Wer zeichnet — kennt Racher

Im Herzen der Altstadt, mitten in Zürichs Künstlerquartier, an der Marktgasse 12 (beim Rathaus), finden Sie die grösste Auswahl an Zeichen- und Malmaterial

Reissbretter
Winkel
Reissschienen
Zeichenpapiere

Reisszeuge
Rechenschieber
Zeichen-
Maschinen
Schablonen



Farben, Papiere
und Pinsel
für alle
Mal-Techniken

Racher
& CO. AG. MARKTGASSE 12
ZÜRICH 1 TEL. (051) 24 66 55

Wir drucken Dissertationen und Autographien in IBM

L. Speich, Zürich

Brandschenkestrasse 47
Tel. 051 / 27 08 50

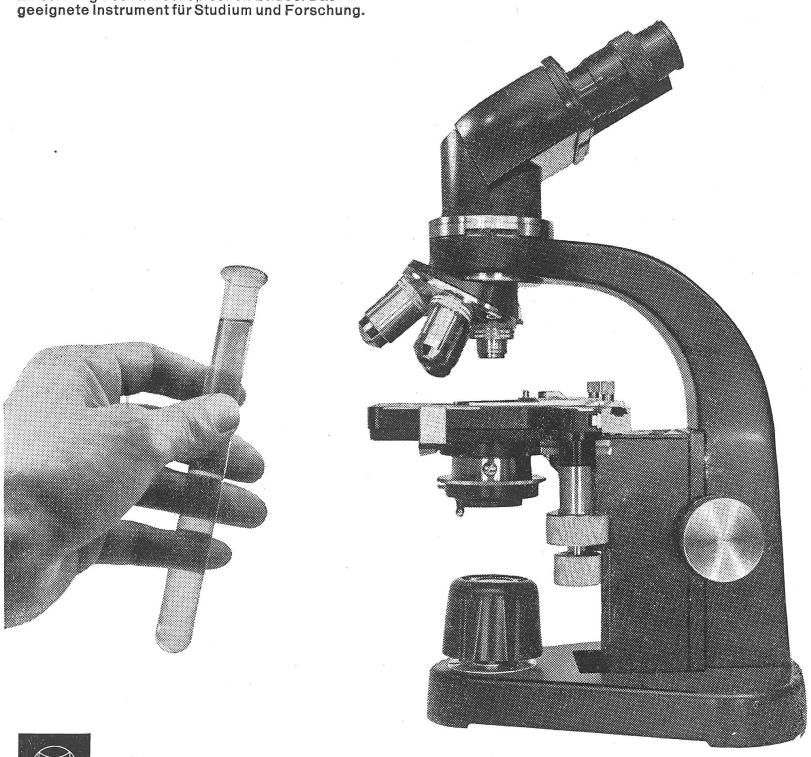
Bekannt für Qualität

W. Koch Optik AG Zürich

Bahnhofstrasse 17
Telefon 051 / 25 53 50

Leitz-Mikroskop SM

Das Mikroskop neuester Bauart für monokulare und binokulare Beobachtung. Die tiefliegende, bequeme Einknopfbedienung für Grob- und Feineinstellung bietet eine sichere und schnelle Einstellung des mikroskopischen Bildes. Das geeignete Instrument für Studium und Forschung.



Optik Mikro Foto Kino

PHILIPS

sucht fortlaufend Ingenieure mit abgeschlossenem Studium technischer Richtung (Elektrotechnik, Elektronik, Physik, etc.)

PHILIPS AG

Edenstrasse 20, Zürich 3/45

Telephon 25 86 10

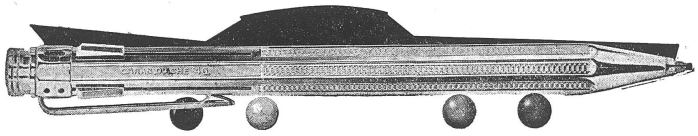
Apotheke Oberstrass Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak Universitätstrasse 9

Seit 1899 die Apotheke der Akademiker

Der modernste 4-Farben-Kugelschreiber

CARAN D'ACHE



Rassige, zuverlässige Farbschaltung — Unverwüstliche Schweizer Mechanik

SWISSAIR

Die Swissair sucht Studenten für

Samstag- und Sonntagaushilfe
Aushilfe in den Semesterferien

als Ramparbeiter zum Beladen und Entladen der Flugzeuge im Startdienst auf dem Flughafen Zürich-Kloten.

Anforderungen: Gute Gesundheit, kräftige Konstitution, Bereitschaft zu unregelmässiger Arbeitszeit.

Interessenten werden gebeten, sich zu melden bei der Swissair, Departement Operation, Personaldienst Bodenpersonal, Zürich 58, Flughafen, Telefon 84 21 21, intern 3133.

Vor und nach dem Kolleg eine Erfrischung im

Café Studio

Zürich beim Pfauen

Zelte 50 verschiedene Typen (auch Occ.) warten auf Sie! Grosse Auswahl auch in **Campingartikeln.** Günstig, da direkt ab Lager! Erstklassige Beratung.

W. Stadelmann & Co., Zürich 5
Zollstrasse 42 (beim HB), Tel. 44 95 14

Kleine MIGROS Zeitung Nr. 25

Nur trockene Zahlen?

Die Genossenschaft Migros Zürich hat soeben in illustrierter Broschürenform ihren Rechenschaftsbericht pro 1961 veröffentlicht. Mit vorbildlicher Klarheit wird darin der Geschäftsgang geschildert, und mannigfaltige Zahlenangaben beleuchten die Geschäftstätigkeit in aller Offenheit bis in viele Details — für Volkswirtschafter, Kaufleute und Statistiker eine wahre Fundgrube.

Es wäre nun aber ein Fehler zu glauben, dass dieser Geschäftsbericht mit seinem Zahlenmaterial eine trockene und langweilige Materie sei; hinter den Zahlen stehen Zusammenhänge und Vorgänge, die im Leben jedes einzelnen einen breiten Raum einnehmen. Es dürfte unbestritten sein, dass die Migros durch ihre Tätigkeit Anlass zu vielen Neuerungen in Produktion, Verteilung und Verbrauch gegeben hat und dass sie durch ihre blosse konkurrenziernde Gegenwart eine Unzahl von Unternehmen dazu zwingt, ihre Leistungsfähigkeit zu verbessern und ihre Preispolitik konsumentenfreundlicher zu gestalten. Selbst Gegner der Migros kommen deshalb in den Genuss von Vorteilen, welche ihren Ursprung in den Bestrebungen des oft bekämpften ehemaligen Aussenseiters haben.

In ganz besonderem Masse aber verspürt das studentische Budget die Folgen des von der Migros an vielen Fronten gefochtenen und stets andauernden Kampfes gegen die steigenden Lebenshaltungskosten. Gleich wie die trotz Hochkonjunktur immer noch zahlreichen Familien mit ungenügenden Einkommen sind die Studierenden in ihrer Mehrzahl darauf angewiesen, Lebensmittel und Artikel des täglichen Bedarfs möglichst preisgünstig und doch qualitativ einwandfrei zu beschaffen, um die dabei erzielten Einsparungen für Bildung und das «Schöner Leben» einsetzen zu können.

Allen diesen Aspekten ist im erwähnten Rechenschaftsbericht in Bild und Text ein breiter Raum zugewiesen worden, so dass die Zahlen ihr trockenes Wesen verlieren und die Tätigkeit der Migros zum Wohle der Konsumenten in ihrer ganzen Vielfalt — aber auch mit ihren Sorgen und Nöten — lebendig wird.

Studierenden, welche sich für den Rechenschaftsbericht der Migros Zürich interessieren, werden wir gerne ein Exemplar zustellen. Bestellungen sind zu richten an die Genossenschaft Migros Zürich, Abteilung Public Relations, Ausstellungsstrasse 25, Zürich 5.

das ECHO

Replik auf Hansjürg Bopps Aufsatz «Verschiedene Religionen»

Es ist ein verlockendes und häufig praktiziertes Unterfangen, den Kommunismus als säkularisierte Religion aufzufassen und mit der christlichen Religion zu vergleichen. Der Versuch gelingt bis zu einem gewissen Grad, sofern man die beiden Grössen phänomenologisch einer blossen Formanalyse unterzieht und feststellt, dass sowohl im Christentum als im Kommunismus etwas wie «Glaube», «Zukunftsverheissung», «Dogmatismus» zu finden ist. Dabei wird aber das Wesen beider verwässert, ja verkannt. Sobald wir nämlich den phänomenologischen Boden verlassen und theologisch oder existential interpretieren, zeigt sich, dass die beiden «Religionen» auf völlig verschiedenen Ebenen liegen und die vorhandenen Parallelen nicht religiösen, sondern höchstens historisch-soziologischen Gesetzen entspringen.

Versuchen wir diese Behauptungen an einigen Punkten in Hansjürg Bopps Aufstaz zu prüfen. Er geht vom *Zukunftsglauben* beider «Religionen» aus und sagt, beide erhofften ein unendlich fernes Paradies, wobei unwichtig sei, ob sich dieses im Himmel oder auf Erden verwirkliche. — Abgesehen davon, dass es für das Selbstverstehen des Menschen einen sehr grossen Unterschied macht, ob das letzte Heil in der Transzendenz und je zukünftig verstanden wird oder immanent und zu einem nicht sehr fernen Zeitpunkt, ist doch nicht der Inhalt der «Utopie» entscheidend, sondern das Selbstverständnis in der *Gegenwart*, die der Zeitgenosse in West und Ost zu bestehen hat. Und hier liegen gewaltige Unterschiede! Der Kommunist opfert seiner Utopie zuliebe seine individuelle Persönlichkeit und seine Freiheit; nicht ein Glaube sichert dabei sein Sein und Tun, sondern die rational erfasste Idee der kommunistischen Zukunftsgesellschaft, in der jedem das ihm gemässe Recht zukommen wird. Wohl wird auch die Gegenwart des Christen von der Zukunft her bestimmt; aber der Christ braucht die Gegenwart nicht der Zukunft zuliebe zu opfern, sondern die Zukunftshoffnung ist quasi sein «Existentiale», das ihm die schwere Gegenwart zu bestehen hilft. Die Transzendenz ragt mitten ins Hier und Jetzt des Christen hinein, und seine Hoffnung ist nicht die rational konzipierte Idee einer materialistischen Philosophie, sondern der existenztragende Glaube, den er als Christ in sich vorfindet. Seine Existenz ist also eine paradoxe — in die Geschichte eingeflochten und dennoch zugleich in der Transzendenz geborgen (was Paulus z. B. als «Haben als hätte man nicht» bezeichnet), ganz im Gegensatz zum Marxisten oder Kommunisten, der völllig ausgeliefert im Strom der Geschichte zappelt.

Ein anderes ist die Frage der *Offenbarung:* «Inhaltlich verschiedene Offenbarungen müssen sich ausschliessen, denn es kann nur entweder *eine* göttliche Wahrheit für das Christentum oder *eine* menschliche Wahrheit für den Kommunismus geben.» — Wer erkennt, dass es nie ein letztes Kriterium für die Wahrheit geben kann, der kann auch keine Wahrheit an sich postulieren, welche andere «Wahrheiten» ausschliesst. Wahrheit an sich ist so unmöglich wie Offenbarung an sich. Das Christentum hat in seiner zwistvollen Geschichte lernen müssen, dass Offenbarung stets in geschichtlichem Gewand erscheint, und wer sagt, Jesus Christus selbst sei die Wahrheit, der muss erkennen, dass dieser Jesus selbst geschichtlich war und in der Bibel auf griechisch, lateinisch oder deutsch redet, aber nicht auf «göttlich». Offenbarungscharakter hat dieses Wort erst dann, wenn es in mir den existenztragenden Glauben und in der Gesellschaft die Kirche der Gläubigen schafft. Die göttliche «Wahrheit» selbst bleibt transzendent.

Auch die marxistische «Wahrheit» ist geschichtlich und deshalb der dauernden Interpretation unterworfen. Aber ihr fehlt der transzendente Grund, sie ist nicht paradox wie die christliche, sondern rational-eindeutig. Sie schafft keinen Glauben, sondern doktrinäre Ueberzeugung; sie macht nicht frei, sondern opfert den zur Freiheit bestimmten Menschen dem Kollektiv.

Die *Institutionalisierung* der *Wahrheit* — um auf diesen Begriff einzugehen — ist meines Erachtens nicht eine religionsimmanente, sondern eine historisch-soziologische Notwendigkeit. Eine Religion oder Ideologie ohne Organisation ist in ihrem Bestehen gefährdet; das gilt nicht nur für Christentum und Kommunismus. Zwischen dem päpstlichen Lehrstuhl und dem Zentralkomitee der KPdSU besteht deshalb eine *formale* Parallele; aber schon der nur locker organisierte Protestantismus weist darauf hin, dass die Institutionalisierung nicht genuin in der christlichen «Wahrheit» wurzelt. — Dass auch in diesem Punkt die Parallelen weitgehend nur formularer Art sind, zeigt aber vor allem die Verschiedenheit, mit der die einzelnen *Lebensbereiche,* vorab jedoch der *Intellekt* von der Institution betroffen werden: es ist richtig, dass z. B. der mittelalterliche Dogmatismus oder die protestantische Orthodoxie das selbständige Denken und Handeln des Menschen einengten. Aber im Sinne des Christentums war das nicht; weil der Glaube in der Transzendenz wurzelt, liegt er auf einer andern Ebene als Intellekt, Moral, Aesthetik, usw. Der Christ ist frei (Luther) und mündig (Bonhoffer). Der Glaube versklavt die Lebensbereiche nicht, sondern gibt ihnen einen gemeinsamen tieferen Sinn. Im «Schoss des Glaubens» kann die Vernunft gar nicht zum Widerspruch gegen diesen Glauben kommen — es sei denn, der Glaube sei nur rational oder der Intellekt masse sich an, die Transzendenz zu begreifen. Die Revolution des neutestamentlichen Glaubens gegen die Institutionalisierung der Kirche darf nicht als Beispiel des Protestes der Vernunft angesehen werden. Demgegenüber war der Widerspruch der Vernunft gegen den Glauben in der Aufklärung eine einmalige geschichtliche Notwendigkeit, nicht aber sachnotwendig.

Etwas anderes ist die Kritik im ideologischen Marxismus. Idee und Kritik an der Idee bedingen sich gewissermassen; die marxistische Idee will in der *Geschichte* verwirklicht werden, und die Geschichte wie das geschichtliche Individuum sind widerspenstig, d. h. sie korrigieren die Ideologie dauernd, und dies umso heftiger, je dogmatischer sich die Ideologie der verschiedenen Lebensbereiche bemächtigt. Darin gehe ich mit Hansjürg Bopp ganz einig. Die Kritik und «Intellektualisierung» im Kommunismus ist naturnotwendig; sie ist die grösste Gefahr der marxistischen Dogmatik. Ob der Intellekt wirklich siegen wird, ist eine andere Frage; ich glaube nicht, dass dies schon bald geschehen wird. Aber sollte es ihm gelingen, wird er doch kein «gleichberechtigter intellektueller Glaube» sein «neben andern Religionen auf dieser Welt». Denn er ist ein menschliches Produkt, unfähig, die Existenz zu gründen, und unfähig, ein «Paradies» zu verheissen.

Es ging mir in dieser Stellungnahme nicht so sehr um die Kritik des vorliegenden Aufsatzes als vielmehr um die Anfechtung der heutigen Konfrontation von Christentum und Kommunismus. Weit entfernt, beide für sich wirklich zu verstehen, sollten wir uns hüten, allzu rasch gemeinsame Begriffe zu finden, auch wenn wir sie mit entgegengesetzten Vorzeichen versehen. Der Kommunismus scheint mir nicht der grosse Konkurrent des Christentums zu sein, weil er dem christlichen Glauben letztlich nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen hat. Die eigentliche Gefahr für das Christentum glaube ich in uns selber zu sehen: nämlich im ersatzlosen Verlust des Glaubens überhaupt. Es ist heute möglich geworden, *ohne* einen Gott zu leben und dennoch ein gutes Gewissen zu behalten.

Peter Landolf

Weitere Zuschriften zu diesem Thema haben aus Platzgründen leider zurückgestellt werden müssen. Wir werden ihnen aber in unserer nächsten Nummer nach Möglichkeit Raum geben.

Antwort an einen Auswärtigen

Im letzten «Zürcher Student» hat sich «ein Auswärtiger» unter dem Titel «Zürich — ein städtebauliches Fiasko?» sehr heftig über einen gewissen Geist, der in unserer Stadt herrsche, geäussert und seiner inneren Energie, die das zürcherische Normalmass offensichtlich übersteigt, Luft gemacht. Als einen, der in Zürich ansässig ist, drängt es mich, die von genauer Sachkenntnis wenig belasteten Angriffe des «Auswärtigen» in einigen Punkten zu korrigieren:

1. Zum Vorwurf, dass die Diskussion um die Expressstrassen «seit Jahr und Tag um ihrer selbst willen geführt» werde: Wir sollten froh sein, dass das offizielle Projekt für die Führung der Expressstrassen nicht diskussionslos hingenommen wurde und stillschweigend zur Ausführung kam. Gott sei Dank gab es Leute, die gegen den undurchdachten und städtebaulich blödsinnigen offiziellen Vorschlag protestiert haben.

2. Die Aeusserungen des «Auswärtigen» über die «*rein emotional argumentierende Abwehr gegen Hochhäuser*» deuten darauf hin, dass der «Auswärtige» in Zürich offenbar noch wenig bekannt ist. Sonst hätte er festgestellt, dass es mit den Emotionen heute gerade umgekehrt steht. Hochhäuser sind nämlich Trumpf; und jeder will seinen eigenen Turm! Unter allgemeinem Applaus derer, die sich als Grossstädter fühlen, wachsen an allen Ecken Hochhäuser aus dem Boden, da und dort, wie's gerade kommt, ohne jegliche städtebauliche Konzeption; und dann noch was für schöne Dinger (siehe Sihlporte!)! Gegen den heutigen Manhattan-Fimmel muss man sich vor allem wehren.

3. In ähnlich falscher Richtung ging die *Beurteilung des Stadttheaterwettbewerbs* durch den «Auswärtigen»: Wohl zeigte das Preisgericht eine gewisse Vorliebe für «gewöhnliche» Projekte, aber nur insofern als das Gewöhnliche heute das Reisserische, das Fantasielos-Verblüffende, das in einem äusserlichen Sinne «Moderne» ist (Sprungschanzen auf den Dächern; Opernhäuser, die wie Torpedoboote vor dem Stapellauf aussehen; Maurisches am Bellevueplatz; usw.).

4. *In seinem ganzen Protest* schüttet der «Auswärtige» gleich das Kind mitsamt dem Bade aus. So gut wie gegen die unbefriedigende Flickerei muss man sich heute gegen einen Hang zum überlegten, äusserlich grossartigen, im Resultat aber verheerenden Dreinfahren wehren. Es gibt nichts Gefährlicheres, als wenn Leute, die eigentlich Kleinbürger sind, mit kühnen Entwürfen und titanischem Durchgreifen auftrumpfen wollen (siehe die «City im See»). Es ist nicht leicht, mit der Tradition umzugehen und vor ihr zu bestehen; und man muss sich immer genau überlegen, was man opfern und was man erhalten soll. Städtebau, und das heisst nach den Worten des «Auswärtigen» «eine Ordnung gegen das Chaos setzen», ist eine unerhört verzwickte Aufgabe, die sich nicht mit ein paar Gebärden lösen lässt, sondern die sich mit vielen realen und allzu realen Faktoren (Eigentumsrechten, Renditen, usf.) herumschlagen muss.

schi.

Dies Academicus

Zum diesjährigen Fackelzug

Altbewährter Schule folgend . . .

In Nr. 2 des «Zürcher Student» vom Juni 1962 wird den 700 Teilnehmern am diesjährigen Dies-Fackelzug die Ehre einer kritischen Würdigung zuteil. In der stolzen Gewissheit, mutig seine Ueberzeugung dargelegt zu haben, unterzeichnet der Verfasser mit seinem vollen Pseudonym: Brändli. Da ihn die Post unter diesem Namen nicht erreicht, sei hier eine kurze Entgegnung gestattet.

Sehr geehrter Herr «Brändli»!

Zuallererst möchte ich Sie zu Ihrem Artikel recht herzlich beglückwünschen. Er ist durchweht von jenem Geist, den man bis vor kurzer Zeit im schweizerischen Zeitungswesen so schmerzhaft vermisste, und bringt frischen Wind auch in unsere Studentenzeitung. Schon die ersten Zeilen lassen es ahnen. Da Ihnen warme Füsse lieber sind als sachliche Artikel, bemühten Sie sich offenbar gar nicht erst an den Ausgangspunkt des Geschehens. Sonst hätte Ihr Passus über «ein paar Studentinnen und Studenten», die sich um «teure Kerzen» «balgten», etwas anders gelautet. Doch tröstet ein fesselnder Bericht aus einem Kaffeehaus den Leser über diesen Mangel. Sie hatten übrigens Glück, dass man Sie an den richtigen Ort schickte. Gewiegten Cafébesuchern entgehen nämlich oft alte Traditionen, besonders wenn sie so neu sind wie der Fackelzug mit dem Ziel Lindenhof.

Zu Ihrer Orientierung, Herr Brändli: Der Eröffnungskantus hatte den Titel «Burschen heraus». Ich weiss, man hört ihn nur selten an Wurlitzer-Kästen; aber als Student sollte man ihn doch kennen. Die Unkenntnis überrascht um so mehr, wenn man sie mit der aufbauenden, sachlich fundierten Kritik am Dirigenten (der übrigens Dirigent des Orchestervereins Zürich ist) vergleicht.

Zum zweiten Abschnitt Ihres Artikels, in dem Sie sich mit der Rede des Fackelzugs-Präsidenten auseinandersetzen, muss ich Ihnen unumwunden gratulieren. Um eine genaue Zitierung des Inhalts (der den Ton Ihrer Berichterstattung selbst widerlegt hätte) und eine sachliche Kritik nach Möglichkeit zu vermeiden, reissen Sie — altbewährter Schule folgend — den Redner und seine Vortragsweise in Stücke. Um das ganze noch etwas zu würzen, folgt am Schluss ein Seitenhieb gegen die Couleurstudenten, in der Hoffnung, deren gutes Verhältnis zu ihren Mitstudenten zu trüben und selbst aus dem Trüben ein Pointchen fischen zu können. Wahrhaft ein Meisterstück. Im Gegensatz dazu wirkt der dritte Abschnitt geradezu bemühend sachlich.

Dass Sie einen von Ihnen besprochenen Anlass vor Schluss verlassen, ist konsequent (s. oben). Nicht konsequent hingegen ist, dass Sie es unterlassen, über diesen Schluss zu schreiben. Und das ist schade. Ich hätte Sie so gerne der Redaktion einer bestimmten Zeitung empfohlen. Aber nicht derjenigen einer Studentenzeitung.

Hochachtungsvoll
Moritz Ottiker

Und zum gleichen Thema:

Nachdem sich «Brändli» für seinen Bericht über den Fackelzug den erlauchten Tadel des Präsidenten der Studentenschaft zugezogen hat, möchte ich mich doch auch noch dazu äussern, als jemand, der dabei war, unbelastet von der Sorge um die Würde eines solchen Anlasses, aber auch unbelastet von dem Bedürfnis, um jeden Preis den Stoff für einen «lustigen» Artikel zu gewinnen. Leider war «Brändlis» Blick durch dieses Bedürfnis offensichtlich ein wenig getrübt; sonst hätte er z. B. gesehen, dass sich niemand um Fackeln «gebalgt» hat; dazu brächten die Zürcher Studenten schon gar nicht das nötige Temperament auf. Der ganze Fackelzug geriet dadurch in ein etwas schiefes Licht; es klang, als wäre er ein Fiasko gewesen, während er sich doch gerade in den letzten zwei Jahren von seinem Serbeln erholt hat (u. a. dank der Initiative des diesjährigen Fackelzug-Präsidenten Red.).

Was allerdings die Kritik der Brandrede betrifft, so war sie mir aus dem Herzen gesprochen. Soviel Gemeinplätze bekommt man sonst nur in Communiqués nach abverheiten Konferenzen zu hören, und soviel ausdrückliches Pathos empfinden wir nicht mehr als eindrücklich, sondern einfach als peinlich.

Schade, dass «Brändli» dann vor dem Gaudeamus weggehen musste, um seinen Artikel einen «originellen» Ausgang geben zu können. Es hätte ihm vielleicht sonst auch gefallen; Singen ist eben vor allem dann schön, wenn man selber dabei ist.

Flämmli

Offener Brief an Walter Kronbichler

Sehr geehrter Herr Kronbichler,

im «Zürcher Student» Nr. 2 haben Sie sich über das Couleurstudententum in einer Weise lustig gemacht, die ich mit Ihnen kurz besprechen möchte.

Dabei sehe ich mich veranlasst, Ihnen vorerst auseinanderzulegen, was ich unter studentischer Haltung verstehe: Ein Student bemüht sich, in allen Dingen die Objektivität zu wahren, die von ihm auf Grund seiner Bildung verlangt werden kann. Er ist sich über das ewige Kräftespiel von Pro und Contra bewusst und gibt sich Rechenschaft darüber, dass nur Dummköpfe fähig sind, überall eindeutig Stellung zu nehmen. Eine einmal gefasste Meinung aber verficht der Student auf korrekte Art und in anständigem Ton. Dies sind Voraussetzungen, die eine materielle Diskussion überhaupt erst ermöglichen.

Die Ihnen sicherlich nicht abzusprechende Originalität und Ihr Witz verraten eine gewisse Intelligenz, die mich zu diesem Brief veranlasste. Sie bedienten sich literarischer Waffen, die den Bericht des «Brändli» über den Dies Academicus in der gleichen Zeitung wenigstens lesens- und besprechenswert gemacht hätten. Ihnen aber muss entgegengehalten werden, dass Intelligenz verpflichtet, dass, um nur von Zürchern zu sprechen, die Sprache eines «Schorsch Brunau» oder Wollenberger eine entsprechende Haltung der Toleranz und der Verantwortung voraussetzt. Darf ich Sie nebenbei darauf aufmerksam machen, dass Objektivität, Korrektheit, Toleranz und Verantwortung Disziplinen sind, die von den Verbindungen hochgehalten und jedem Mitglied anerzogen werden. Nun, Sie sind nicht Couleurstudent, aber trotzdem muss von Ihnen verlangt werden, dass Sie neben Ihrer Intelligenz auch eine gewisse studentische Haltung zeigen.

Viele Dozenten, viele Väter und massgebliche Persönlichkeiten sind sich der erzieherischen Wirkung der Verbindungen bewusst und empfehlen die Mitgliedschaft, wobei keineswegs bestritten wird, dass über einiges in guten Treuen diskutiert werden kann. Sie aber machen sich, ohne materiell auch nur etwas Bemerkenswertes zu äussern, in einer Art lustig, mit der alles vernichtet und die vornehmsten Dinge in den Schmutz gezogen werden können. Glauben Sie nicht, dass auf dieselbe Weise selbst eine schweizerische Armee, ja das Staatswesen überhaupt verulkt werden könnte?

Mit gymnasialem Grinsen und einer reichlichen Dosis leerer Bornriertheit ist der geistige Snob fähig, alles niederzureissen, nichts aufzubauen und letztlich doch noch im Recht zu sein. Dies aber ist nicht die Haltung eines Studenten, der «zu hohen Posten ausersehen» ist.

Intelligenz verpflichtet, Bildung sollte gewährleisten, und vom Akademiker setzt die Umwelt neben seinem Wissen auch charakterliche Fähigkeiten voraus. Gerne stelle ich mich zu einer Diskussion zur Verfügung, sofern Sie bereit sind, wenigstens in formeller Hinsicht als Student aufzutreten. Unwürdig aber ist es, Unanständigkeiten in wissenschaftlicher Verbrämung zu veröffentlichen und in einem geistlosen Kampf mit geistigen Waffen auf den Beifall der destruktiven Lacher zu bauen.

Theo Schwyn, lic. iur., CVxx

SO SIND DIE FRAUEN!

Es ist aus vielen Gründen unschicklich, wenn eine Frau studiert und zuviel weiss.

Molière

PLAUSCH

Von dreien studenten, die ein dreck in der milch funden

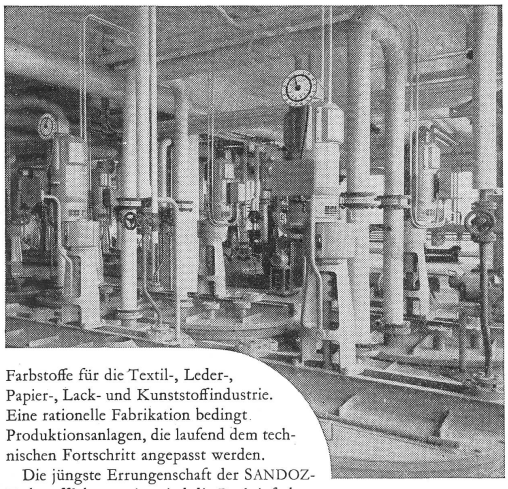
Uff der hohen schuel zue Erfort warend drey studenten, die wolten eins mals im summer vor der stadt im kalten wasser baden. Unnd uff einem meyerhof daselbst, der heißt der Prüel, hett der Bauer allwegen ein großen hafen mit milch vor dem fenster stan, die er etwann morgens, etwann abents gemolcken, darauß er dann ancken oder kes machte oder sunst zue seinem gesind im hof brauchte. Der selbige hafen mit milch ward ihme etliche mal durch die drey studenten heimlich gestolen und hienweg getragen. Der bauer ward der sachen innen, das ihm die studenten im schein zue baden die häfen mit milch hienweg truegen. Er nam ein andern großen neuen hafen, und hofiert er und die frau drein, füllten ihn mit milch zue und stelten ihn wider für das fenster, giengen darvon.

Ueber ein weil schlichen die studenten herzue, namend ihn auch, warend fro, das es ein großer hafen war unnd voll milch. Sie truegendt ihn heim, aßen und truncken wol drey tag an der milch und von dem dreck. Da nun die milch auß was, so fallend zwen großer klumpen oder klötz vom boden auß dem hafen. Es wundert sie, was das für ein coagulierte materi wär. Der ein greifft mit eim finger drein, so greifft er in dreck, und gleich gieng der rauch darvon, was es für stoff war. Sobald sie sahen, daß sie wol drey tag ab den zweien hauchholtern in der milch getruncken hatten, kam sie ein grauen an, speyten und kotzten alles, das sie in vier wochen hievor gegessen hatten; sie sahen wol, was ihnen worden was, ließen dem bauern sein milch fürter zue friden.

Wer alle schleck versuechen will, der verbrennt auch zue zeiten das maul gern.

aus: Alte deutsche Schwänke
„Von studenten"

SANDOZ produziert...



Farbstoffe für die Textil-, Leder-, Papier-, Lack- und Kunststoffindustrie. Eine rationelle Fabrikation bedingt Produktionsanlagen, die laufend dem technischen Fortschritt angepasst werden.

Die jüngste Errungenschaft der SANDOZ-Farbstofflaboratorien sind die Reaktivfarbstoffe des ®Drimarensortiments, die mit der Faser eine stabile chemische Bindung eingehen und deshalb praktisch perfekte Waschechtheiten aufweisen. Nicht minder strenge Qualitätsanforderungen stellt SANDOZ auch an die von ihr produzierten Pharmazeutika und Chemikalien.

SANDOZ AG

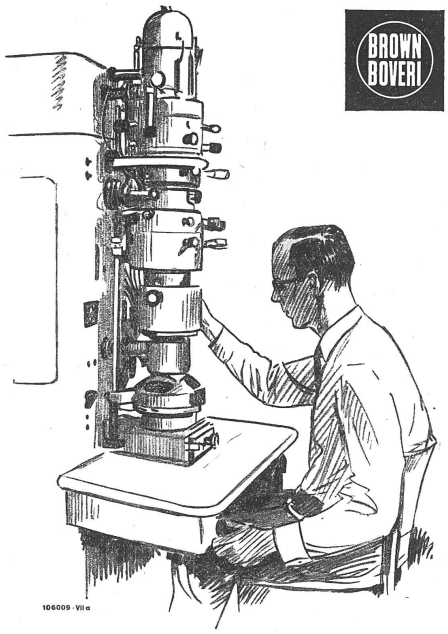
VORSORGEN SCHÜTZT VOR SORGEN

«ZÜRICH» Versicherungs-Gesellschaft

Der Buchhändler

stellt Ihnen seine Erfahrung zur Verfügung und bedient Sie zuverlässig

10 % Rabatt für Studenten mit Legi



Durch Forschung zum industriellen Fortschritt

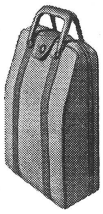
Der Wirkungskreis des Brown Boveri Zentrallaboratoriums umfasst praktisch alle Zweige der Chemie, der Physik und der Technologie. Es leistet wichtige Entwicklungs- und Kontrollarbeit und liefert die unerlässlichen Grundlagen für den Bau unserer Maschinen und Apparate.

A-G. BROWN BOVERI & CIE. BADEN SCHWEIZ

nur Olivetti Lettera 22

hat die wesentlichsten Vorteile einer modernen Büromaschine bei kleinster Dimension und geringstem Gewicht. Automatischer Setz - Tabulator, Segmentumschaltung, dreifache Zeilenschaltung, Anschlagregulierung, beidseitiger Wagen-Freilauf. Gewicht: 3,7 Kg. Höhe: 8,5 cm.

Fr. 328.–



Spezialkonditionen für Studenten bei Zentralstelle der Studentenschaft und S.A.B

OLIVETTI (SUISSE) S.A. Zürich 3 Steinstrasse 21

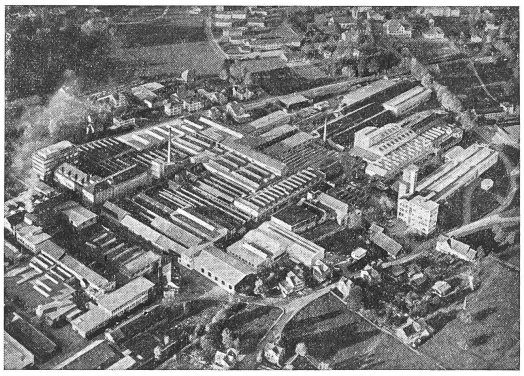
Mitten in der City Zürichs

am Sitz der Universität und der Eidg. Techn. Hochschule wartet auf Sie ein Spezialverlag für Dissertationen mit zugehöriger, eigens dafür spezialisierter Druckerei und Buchbinderei

Die Vorteile sind offenkundig:
Reiche Erfahrung
Kurze Termine
Wesentliche Preisvergünstigungen
Einflussnahme bis zur Fertigstellung
Dienst am Kunden

Dr. H. Christen
Zürich 1, Basteiplatz 5
(beim Paradeplatz)
Telefon 27 77 27

JURIS-VERLAG
DISSERTATIONEN



Initiative junge Leute finden bei uns stets interessante Arbeits- und Entwicklungsmöglichkeiten ● Wir beschäftigen gegen 4000 Personen, und unsere Auslandorganisation umspannt die ganze Erde. Unser Lieferprogramm umfasst gegen 800 verschiedene Spezialmaschinen folgender Branchen: Mehlmüllerei, Futtermüllerei, Brauerei, Oel-, Teigwaren-Schokolade- und Farben-Industrie, ferner Silo- und Speicherbau, Bau von Druckgussmaschinen und Maschinen für die Plastikverarbeitung, pneumatischen und mechanischen Transportanlagen, Anlagen für Kehrichtvermahlung und Chemie-Verfahrenstechnik. Eigenes Spritzgusswerk in St. Gallen-Winkeln, Kundenguss.

BÜHLER

GEBRÜDER BÜHLER, MASCHINENFABRIKEN UZWIL/SCHWEIZ

ACADEMIA Plastic

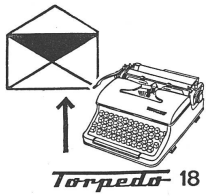
Die beliebten

BIELLA-Kollegbücher

in farbig Plastik und Kunstleder finden Sie in reicher Auswahl im Papeterie- und Bürofachgeschäft.

Immer BIELLA verlangen und Sie sind zufrieden.

VIVI-KOLA Orangina HENNIEZ LITHINÉE



Torpedo 18

Die Kleinschreibmaschine für große Leistungen

Miete mit Anrechnung bei Kauf

ERNST JOST AG

Zürich, Gessnerallee 50, ✆ 23 67 57

Laden: Löwenstrasse 60 beim Hbf.

Für elektrische Rasierapparate gehen Sie am besten ins Spezial-Geschäft mit der grossen Auswahl und dem eigenen Reparatur-Service

Electras im Zentrum von Zürich Talacker 34 (Kaufleute), ✆ 27 61 44

Electras

Briefe an *Wilhelmine*

Zur Klage von R. D. in Nr. 2

Im «Zürcher Student» Nr. 2 macht R. D. ihrer Verzweiflung Luft: Die Studentin werde von ihren Kommilitonen nicht ernst genommen; sie werde als Blaustrumpf betrachtet oder aber als Weibchen, das an der Uni lediglich einen Mann suche.

Diese klagenden Töne scheinen mir übertrieben. Auf jeden Fall hatte ich während meinen acht bisherigen Semestern nie den Eindruck, von den Kommilitonen dermassen klassifiziert zu werden.

Ohne Zweifel begegnen aber noch heute viele Menschen den studierenden Frauen mit einer gewissen Skepsis. Und zwar meines Erachtens aus Vorurteilen heraus, die schwer auszurotten sind, nämlich:

1. Verstand und Herz schliessen einander aus.
   Weil man aber (zu Recht!) herzliche Frauen haben will, weicht man der sog. intellektuellen Frau lieber aus. Man zweifelt an ihrer Fähigkeit, zu fühlen und zu lieben wie eine Frau. Als ob die Studentin ihr Herz mit dem Maturitätszeugnis zusammen in der Kanzlei deponiere, wo es während der langen Studienjahre eintrockne und dem gelehrten Frauenzimmer so für immer verloren gehe.

   Das ist natürlich falsch. Ein genereller Widerspruch zwischen Gefühl und Intellekt existiert nicht. Ein Universitätsstudium raubt einem nicht die Seele. Man kann sich in die Tücken eines obligationenrechtlichen Falles verbeissen und im nächsten Moment ganz unwissenschaftliche Dinge träumen.

2. Schönheit und Intelligenz schliessen einander aus.
   Da aber eine Frau schön zu sein hat, ist eine intelligente Frau nie eine schöne Frau. Auch das ist falsch. Studentinnen können hübsch sein. (Uebrigens leiden unter diesem Vorurteil nicht nur die Frauen. Was geschieht einem Mann, der das Pech hat, gut auszusehen? Man belächelt ihn und findet, er sei ein dummer Geck . . .).

   Leider sind die Akademikerinnen und Frauenrechtlerinnen der vorigen Generation nicht unschuldig an den Vorurteilen, die man heute der Studentin entgegenbringt. Sie benahmen sich unweiblich und kleideten sich wie Vogelscheuchen. Die Situation hat sich aber gewandelt. Und um diese Vorurteile ganz auszurotten, gibt es nur eines: die Studentinnen sollen weiblich und gepflegt sein.

   Zum Schluss à propos Männerfang: Wenn tatsächlich ein solcher Vorwurf von seiten der Kommilitonen existieren sollte, so kann er schwerlich abschätzig gemeint sein. Der Gedanke, die Mädchen seien nur der Studenten wegen an der Uni, schmeichelt höchstens ihrer Eitelkeit und ihrem Selbstbewusstsein. Und das brauchen sie hin und wieder. G. S., iur.

Die trockenen Schweizer

Kontaktparty, Empfang ausländischer Studenten, Fondue für Amerikanerinnen usw. usw. — in allen Farben leuchten solche Aufrufe uns Schweizer Studenten und unsern Ausländer-Kollegen entgegen. «Wunderbar», denken die Fremden, «wie man in Zürich empfangen wird.»

Tatsächlich wird viel organisiert und anscheinend alles darangesetzt, den Ausländern zu zeigen, dass wir nicht so unfreundlich und trocken sind, wie es heisst.

Trotzdem aber lassen nach einiger Zeit die fremden Kommilitonen die Köpfe hängen. Allen Empfangsabenden zum Trotz finden sie: es ist schrecklich hier! Zürich wäre schön, die Schweizer wären nett . . . aber sie sind so schwer zugänglich, so unfreundlich, so kompliziert!

Ich habe über diesen Vorwurf nachgedacht. Dabei kamen mir plötzlich verschiedene «Sitten» an unserer Uni seltsam vor. Wenn man schon von Kontakt spricht, muss man, so scheint mir, bei den einfachen Alltagsdingen anfangen. Z. B. beim Grüssen. Sehr oft sind es nämlich gerade jene Kommilitonen und Kommilitoninnen, die so eifrig organisieren, welche nie grüssen, obschon man sie täglich sieht, obschon sie in gleichen Vorlesungen sitzen, an gleichen Seminarien teilnehmen und an dieselben Exkursionen gehen, ja obschon sie vielleicht an einem Empfangsabend während Stunden am gleichen Tisch sassen und diskutierten.

Wozu soviel Tam-Tam um die Ausländer, wenn wir Schweizer nicht einmal zueinander Beziehung haben? Warum Empfänge und Veranstaltungen organisieren, wenn wir einander im Alltag fremd sind?

In der Vorlesung fängt es an, und in der Pause geht es weiter: einander kennen heisst den andern akzeptieren, sich für ihn interessieren. Vielleicht ist der andere gar nicht so blöd, wie wir meinen, vielleicht käme es auch uns zugute, mit dem andern zu sprechen, obschon wir im Moment zum Kontakt zu bequem sind. Bequemlichkeit ist nämlich meistens dabei: wir wollen nicht sprechen, wir wollen den andern gar nicht sehen, weil es uns im Moment ganz wohl ist allein. Gesellig sein bedeutet in einem gewissen Sinn ein Opfer bringen. Warum nicht sich einmal die Mühe nehmen und den andern fragen, wer er sei, woher er komme und was er studiere? Ob man mit ihm mittagessen dürfe? Warum dann nicht etwas über sein Land hören, etwas über die Schweiz erzählen oder gemeinsame Probleme diskutieren? So gemütlich beim Essen zu zweit? Das ist es nämlich, was die Ausländer möchten.

Kontakt kann nicht von einer organisierten Gruppe herkommen, sondern nur vom Einzelnen. Wenn wir den Ausländern beweisen wollen, dass wir kontaktfähig sind und doch auch hie und da über unseren eigenen Horizont hinaussehen, sollten wir, jeder und jede einzelne, uns aufraffen, Hemmungen oder Steifheit oder Eingebildetheit abzulegen und uns andern gegenüber offen zu zeigen. Wir sind alle Studenten, alle Kollegen — warum einander nicht als solche anerkennen?

A. C. R., phil. I

People-to-People Aktion

Die People-to-PeopleAktion nahm ihren Anfang in der Kansas-University USA und hat sich über ganz Amerika verbreitet. Ihr Ziel ist, Menschen verschiedener Nationen zusammenzubringen, damit sie sich verstehen und schätzen lernen.

Hättest Du nicht Lust, seist Du nun Student oder nicht, bei der People-to-People-Aktion mitzuhelfen? Du brauchst nur nebenstehenden Talon ausgefüllt an die Auslandstelle der Studentenschaften zu senden und Dich bereit zu erklären, nach ca. einwöchiger vorheriger Abmachung mit einem amerikanischen Studenten oder Studentin ein Bier oder Coca-Cola trinken zu gehen, ihn zu einer Bootfahrt oder auf einen sonstigen Ausflug einzuladen, mit ihm Tennis spielen oder baden zu gehen, ihn zum Essen zu Dir nach Hause mitzunehmen, oder, falls Du Lust und die Möglichkeit dazu hast, ihn gar 2—3 Tage bei Dir zu beherbergen.

Adresse: **Auslandstelle der Studentenschaften**
People to People
Tannenstr. 11, Zürich 6

TALON

Name .....
Adresse .....
Telefon ..... Fak. (Semester) .....
Sprachkenntnisse .....
Sport ..... Interessen u. Hobbies .....

Ich bin bereit, einen Ausflug zu organisieren	Ja	Nein
Ich bin bereit, die Stadt Zürich zu zeigen	Ja	Nein
Ich könnte eine Fabrik- oder Bauernhofbesichtigung organisieren	Ja	Nein
Ich könnte eine Party organisieren	Ja	Nein
Ich könnte eine Diskussionsrunde organisieren	Ja	Nein
Ich könnte einen Studenten zum Essen einladen	Ja	Nein
Ich könnte einen Studenten beherbergen	Ja	Nein
Ich habe ein Auto zur Verfügung	Ja	Nein

Ich bin anwesend von ..... bis .....
Ich bevorzuge (Student, Studentin, Herkunft, Alter, Interesse) .....

Die Studentenverbindungen des Corporationenverbandes zu Zürich

CAROLINGIA Studentenverbindung gegr. 1893
Farben: blau-gold-schwarz
Devise: Gott, Freundschaft, Vaterland
Stamm: «Zunfthaus zur Schmiden»
jeden Do. 20.00 Uhr

HELVETIA Studentenverbindung gegr. 1832 (schlagend)
Farben: karminrot-weiss-karminrot
Devise: Vaterland, Freundschaft, Fortschritt
Stamm: Hotel «Elite»
jeden Di., Do. 18.00 Uhr

JURASSIA Abstinente Burschenschaft gegr. 1910 (freischlagend)
Farben: gelb-weiss-hellblau
Devise: Semper progredior
Stamm: Rest. «Karl der Grosse»
jeden Do. 20.00 Uhr

MANESSIA Studentenverbindung gegr. 1881 (freischlagend)
Farben: weinrot-weiss-gold
Devise: Litteris et amicitiae et patriae
Stamm: Rest. «Oepfelchammer»
jeden Di. 20.00 Uhr

NEU-ZOFINGIA Studentenverbindung gegr. 1903 (schlagend)
Farben: hellblau-weiss-scharlachrot
Devise: Patria, Amicitia, Scientia
Stamm: Rest. «Weisser Wind»
jeden Mi. 20.00 Uhr

RHENANIA Studentenverbindung gegr. 1905 (freischlagend)
Farben: violett-weiss-rot
Devise: Freundschaft u. Wissenschaft
Stamm: Rest. «Börse»
jeden Do. 20.30 Uhr

RHODIA Sportliche Hochschulverbdg. gegr. 1938
Farben: zyklamenrot-weiss-schwarz
Devise: Fortes fortuna adiuvat
Stamm: Hotel «Linde»
jeden Fr. 20.30 Uhr

S.S.S. Schützenverein Schweiz. Stud., Verbindung gegr. 1861
Farben: weiss-weinrot
Devise: Ueb Aug und Hand fürs Vaterland
Stamm: Rest. «Grünes Glas»
jeden Do. 20.30 Uhr

St.G.V. Studentengesangsverein, Verbindung gegr. 1849 (freischlagend)
Farben: blau-weiss-blau
Devise: Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust
Stamm: Rest. «Johanniter»
jeden Fr. 18.00 Uhr

TEUTONIA Studentenverbindung gegr. 1865 (schlagend)
Farben: scharz-rot-gold
Devise: Ehre, Freiheit, Vaterland
Stamm: Zeltweg 44
jeden Di. 20.00 Uhr

TURICIA Akademische Verbindung gegr. 1860
Farben: orange-weiss-grün
Devise: In fide firmitas
Stamm: Hotel «Du Parc»
jeden Di., Do. 20.15 Uhr

UTONIA Turnerschaft gegr. 1873 (schlagend)
Farben: weiss-blau
Devise: Mens sana in corpore sano
Stamm: Rest. «Plattenhof»
jeden Di. 21.00 Uhr

Polyball 1962 in Gefahr!

wenn **sich nicht sofort etwa 15 Kommilitonen für die Organisation des Balles melden**

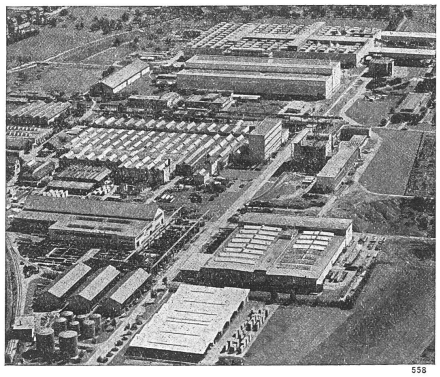
wenn **sich nicht sofort etwa 30 Kommilitonen als Saalchefs melden**

wenn **nicht 400 Freiwillige je etwa 20 Stunden Arbeit leisten können**

Idealisten und andere melden sich beim Sekretariat VSETH Tel. 24 24 31 oder mit einer Postkarte direkt bei der KOSTA Leonhardstrasse 15 Zürich 1

SULZER

für Ihre Weiterbildung ein Begriff



558

Auf allen Gebieten des modernen Maschinenbaues, einschliesslich Kernenergietechnik, findet bei uns der junge Ingenieur eine vielseitige und ausbaufähige Tätigkeit.

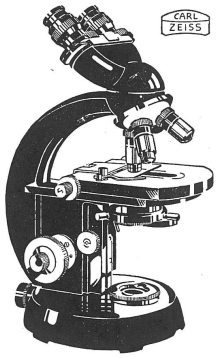
Unsere Personalabteilung erteilt jederzeit gerne darüber Auskunft.

Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft
Winterthur, Schweiz

Benzincoupons
Geldwechsel
Reisechecks
Kreditbriefe
Schrankfächer

ZÜRCHER KANTONALBANK

Hauptbank
Bahnhofstr. 9, Zürich 1
Zweigstellen
im ganzen Kanton



CARL ZEISS

ZEISS
Standard-Mikroskop
Das Ergebnis einer 100jährigen Tradition

- Lichtstarke Einbaubeleuchtung
- Koaxiale Triebknöpfe für Grob- und Feineinstellung
- Grosser Kreuztisch mit koaxialen Bedienungsknöpfen (beidseitig)
- Vollkommener Präparatschutz durch gefederte Fassung der Objektive
- Vergrösserungswechsler f. d. Okulare
- Neue Achromate und Neofluare

Vertretung für die Schweiz:

GANZ Optar AG
ZÜRICH
Bahnhofstr. 40 Tel. (051) 25 16 75

LONZA

Lösungsmittel
Organische technische Produkte
Organische Zwischenprodukte
Kunststoffe
Stickstoffprodukte
Stickstoff- und kombinierte Dünger
Calciumcarbid
Ferro-Legierungen
Siliciummetall
Siliciumcarbid
Graphit

LONZA AG BASEL

---

entwickeln
kopieren
vergrössern

GANZ & Co
ZÜRICH
BAHNHOFSTRASSE 40
TELEFON (051) 239773

Lichtpausen
Plandruck
Offsetdruck
Photokopien
Dissertationen

Ed. Truninger
Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniastrasse 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40

DÉPOSÉ SIHL SUPERBUS
SIRIUS
ASSISTENT

Kennen Sie diese 3 Zeichen?

Auf Verkehrstafeln haben Sie sie gewiss noch nie angetroffen.. doch beim Zeichnen, ja, da allerdings.

Es sind die geschützten Fabrikmarken der hervorragenden schweizerischen Zeichenpapiere für jede Darstellungsmanier.

Für Sie bedeuten diese Zeichen eine Garantie für die bestmögliche Qualität. Sie finden sie auf jedem Bogen, auf jeder Rolle. Verlangen Sie bei Ihrem Papeteristen ausdrücklich SUPERBUS, SIRIUS oder ASSISTENT Zeichenpapier!

SIHL

Zürcher Papierfabrik an der Sihl, Zürich
Tel. (051) 23 27 35

Uetikon

anorganische Säuren für die Industrie

Sulfate, Sulfite, phosphorsaure Salze

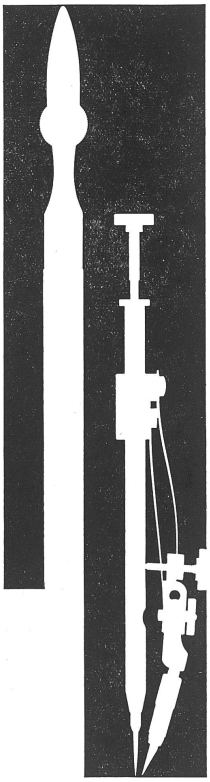
Silikate, Adsorbtions-und Trockenmittel

Düngemittel für Landwirtschaft und Gartenbau

Chemische Fabrik Uetikon

Uetikon am Zürichsee
Full am Hochrhein

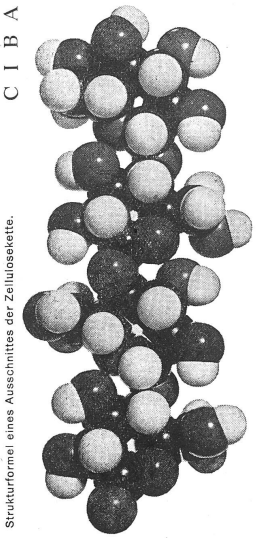
Kern SWISS



Kern & Co. AG Aarau

Kern Reisszeug-Neuheiten
Formschöne, praktische Metalletuis für die meisten hartverchromten Präzisionsreisszeuge.
Handreissfedern mit Hartmetallspitzen, praktisch abnützungsfrei auch auf Kunststoff-Folien.

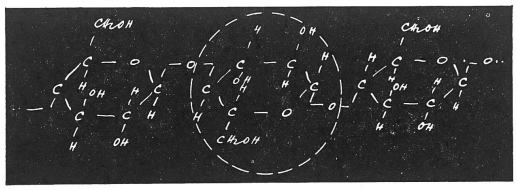
CIBA



Strukturformel eines Ausschnittes der Zellulosekette.

Seit jeher war es das Ziel der Farbenchemie, Farbstoffe zu finden, die sich mit den zu färbenden Substraten möglichst haltbar verbinden. Die in der CIBA vor einigen Jahren entwickelten Cibalanbrillantfarbstoffe sind befähigt, mit der Wollfaser eine chemische Verbindung einzugehen. Angesichts der grossen Verbreitung zellulosehaltiger Textilien ist es von noch grösserer Bedeutung, auch für diese Fasern ähnliche Farbstoffe zu schaffen. Das Problem blieb lange offen; seit Jahrzehnten bemühten sich Farbenchemiker, eine praktisch brauchbare Lösung zu finden. Mit der Entwicklung der Cibacronfarbstoffe ist nun auch in dieser Richtung ein entscheidender Schritt getan. Färben und Bedrucken von Zelluloseartikeln stehen fortan vor ganz neuen, vielversprechenden Möglichkeiten. Ausser durch die Leuchtkraft und die Brillanz ihrer Töne zeichnen sich die Cibacronfarbstoffe durch hervorragende Wasch- und Lichtechtheiten aus.

Ruf und Ansehen der CIBA in allen ihren Arbeitsgebieten beruhen auf Tradition und den Errungenschaften einer zielbewussten Forschung.



CLICHÉS RAU & CO.
INH. A. STANEK & CO.

ZÜRICH 4
BRAUERSTRASSE 51 TELEFON 23 19 08/09

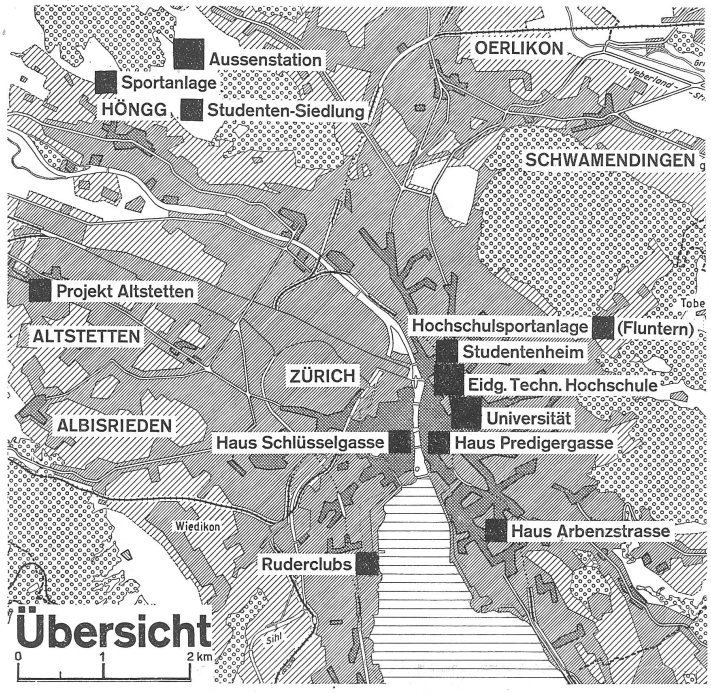
Verlangen Sie ausdrücklich unser seit 35 Jahren eingeführtes Spezial-Produkt

Axelrod

Yoghurt

AG Vereinigte Zürcher Molkereien
Zürich 4

Bauprobleme der Hochschule und der Studentenschaft



Die in dieser Nummer des «Zürcher Student» veröffentlichten Aufsätze befassen sich meist mit den sehr aktuell gewordenen Erweiterungsproblemen der ETH und der Studentensiedlung, Fragen also, die alle Studierenden angehen. Dass sich die Studenten mit diesen Problemen spontan und gründlich auseinandersetzen, ist eine sehr erfreuliche Tatsache. Diese rege Anteilnahme und dieses aktive Mitdenken sind notwendig, damit so grosse und für die Zukunft unserer Hochschule so eminent wichtige unterrichtliche und bauliche Entwicklungsaufgaben in einem Geiste echter Gemeinschaft gelöst werden können. Dass sich die Mehrzahl der Verfasser mit der Erörterung des Wohnproblems befassen, ist verständlich. Es ist für Aussenstehende nicht gut möglich, sich ein klares Bild über den gegenwärtigen Stand der Planung der Erweiterungsbauten für Unterricht und Forschung und über die damit verbundenen Veränderungen und Umbauten der bestehenden Gebäulichkeiten zu machen. Ich kann jedoch die Studierenden mit gutem Gewissen versichern, dass auf den verschiedenen Sektoren entsprechend ihrer Dringlichkeit in koordinierter Weise intensiv gearbeitet wird: Die erste Bauetappe der neuen Physikanlage ist seit Jahresfrist auf dem Hönggerberg in rascher Ausführung begriffen; die Ausarbeitung eines Vorprojektes für die Studentensiedlung als zweites Vorhaben ist in Auftrag gegeben.

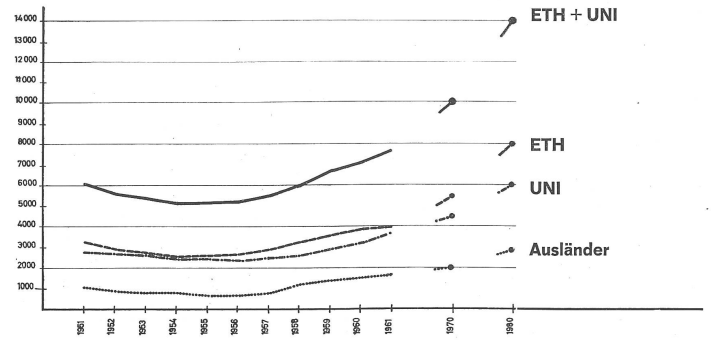
Die Notwendigkeit, dem unaufhaltsamen Wachstum unserer Hochschule mit entsprechenden baulichen Massnahmen zu begegnen, wurde vom Schweizerischen Schulrate und von Präsident Prof. Dr. H. Pallmann schon vor Jahren erkannt. In der Sitzung unserer obersten Schulbehörde vom 9. Februar 1957 wurde grundsätzlich beschlossen, eine grosszügige und weitsichtige Erweiterungsplanung in die Wege zu leiten. Der erste Schritt galt der Beschaffung des erforderlichen Geländes, und aus der kleinen Auswahl wurde bekanntlich der Hönggerberg bestimmt. Dieses landschaftlich prachtvolle Areal liegt nur 4,75 km vom Hochschulzentrum entfernt, eine Distanz, die im Vergleich mit zahlreichen ausländischen Beispielen auch wegen der guten Verkehrserschliessung leicht hingenommen werden kann. Ueber die ausserordentlich schwierige Sicherstellung des 46 Hektaren messenden Areals erübrigt es sich, hier Worte zu verlieren, der Leidensweg ist genügend bekannt. Es gebührt sich jedoch, an dieser Stelle Herrn Schulratspräsident Prof. Dr. H. Pallmann den aufrichtigen Dank für seine von vielen Hemmnissen und Enttäuschungen erschwerten Bemühungen um die Lösung der Landfrage auszusprechen, den Dank aber auch ganz allgemein für seine von Weitblick und tiefer Verbundenheit getragene Förderung der unterrichtlichen und baulichen Entwicklung unserer Hochschule. Das sind nicht leicht zu lösende Probleme in der gegenwärtigen Epoche der unaufhaltsamen stürmischen Entwicklung von Wissenschaften und Technik und der ständig anwachsenden Ansprüche, die von aussen an eine Hochschule gestellt werden.

Zur Studentensiedlung zurückkehrend, möchte ich zunächst mit grosser Genugtuung feststellen, dass die Studierenden an diesem Problem nicht nur regen Anteil genommen, sondern aus eigener Initiative auch bereitwillig und nutzbringend vor- und mitgearbeitet haben. Diese Anerkennung gilt in erster Linie den von der Wohnbaukommission unternommenen Untersuchungen über die grundsätzlichen Aspekte der studentischen Wohnform, aber auch den wertvollen Projektstudien, welche in den oberen Semestern und im Diplom an der Architekturabteilung durchgeführt wurden. Mit vollem Recht wird von studentischer Seite verlangt, dass in der Siedlung auf dem Hönggerberg eine Synthese der Ansprüche auf private Abgeschiedenheit und derjenigen auf lebendige Gemeinschaft verwirklicht werde. Eine Hochschule, mag sie noch so vorbildliche Räumlichkeiten und Einrichtungen zur Verfügung stellen, erfüllt ja die Lösung nur des einen Teils der studentischen Lebensfragen. Der andere betrifft das Wohnen, und von der Lösung dieses Problemes hängen bekanntlich Studierfreudigkeit und Studienerfolg bis zu einem hohen Grade ab. Unsere schweizerischen Hochschulen sind in dieser Frage gegenüber vielen anderen Ländern offensichtlich im Rückstand. Ich denke da vor allem an die vorbildlichen Studentensiedlungen in Skandinavien, Länder, deren politische, kulturelle und wirtschaftliche Verhältnisse mit den unsrigen in vieler Beziehung übereinstimmen.

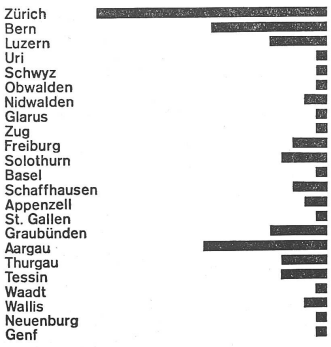
Zum Schlusse möchte ich euch, liebe Studierende, Zuversicht und Geduld zusprechen. Eure rege Anteilnahme, euer initiatives Mittun stellen in dem grossen schönen Bauplane unserer Hochschulen eine wertvolle Kraft dar, die es auch in Zukunft zu erhalten gilt.

Alfred Roth, Vorstand der Abteilung für Architektur

Studentenzahlen 1951—1980



Herkunft der Schweizer



Herkunft der Ausländer

Gedanken zur Hochschule

«Die Universität hat Raummangel!» «Die ETH muss ausbauen!» Solche und ähnliche Schlagzeilen haben wohl in letzter Zeit in vermehrtem Masse aussenstehende Betrachter auf unsere Hochschulen aufmerksam gemacht. Was ist geschehen? Unzweifelhaft lässt sich wohl feststellen, dass sich seit dem Bau der ETH und der Universität recht vieles geändert hat. Nicht nur um die Tempel der Wissenschaft herum nahm alles eine neue Form an — auch in deren Mauern selbst wurde vor den Traditionen nicht halt gemacht.

Wohl am augenfälligsten muss heute der stetige Zuwachs an Studenten — und damit verbunden auch der Zuwachs an Dozenten — erscheinen. Waren es 1960 rund 7000 Studenten an beiden Hochschulen Zürichs, so kann damit gerechnet werden, dass es 1970 deren 10 000 sein werden (siehe Tabelle!). Besonders die Bestrebungen nach einer verbreiterten Nachwuchsförderung und die anhaltend grossen Bedürfnisse der Industrie und Wirtschaft unterstützen die Zuwachstendenz. Solange die derzeitige Konjunkturlage anhält, ist deshalb kaum mit einem Rückgang der Studentenzahlen zu rechnen. Hinzu kommt, dass das vermehrte Oeffnen der Grenzen und die Einführung des numerus clausus an den ausländischen Hochschulen einen vermehrten Zuzug fremder Kommilitonen mit sich bringt.

Aber nicht nur numerisch sind grundlegende Aenderungen eingetreten. So hat sich zum Beispiel auch das Bild des Studenten stark geändert. Stiefel und Vollwichs sind heute ziemlich verdrängt, das Bier hat der Ovomaltine und dem Coca-Cola Platz gemacht, und aus privilegierten «Herrensöhnchen» sind Werkstudenten geworden. Leider allerdings hat es diese Entwicklung auch mit sich gebracht, dass die eigentlichen Aufgaben der Hochschulen etwas in Vergessenheit gerieten. Zwar ist für Bummelei bei den Studien nicht mehr Zeit, doch wächst die Gefahr, dass durch Minimalfristen bis zu Examina und Diplomen nicht mehr die Tradition der Bildung, sondern nur noch die Ausbildung verfolgt wird. Die gewisse Geruhsamkeit des früheren Studienganges hat vermehrt einer reinen Büffelei Platz gemacht. Bestimmt müssen in diesem Zusammenhang auch Faktoren wie z. B. die wirtschaftliche Lage des Studenten berücksichtigt werden, doch was nützt es, wenn dabei die eigentliche Aufgabe der Akademie, nämlich Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden zu sein, nicht mehr erfüllt wird? Gerade diese Gemeinschaft aber ist wesentlich. Wie soll sie in überfüllten Hörsälen erreicht werden? Oft scheint es einfacher, zu Hause die entsprechenden Lehrbücher durchzubüffeln. Dafür lässt sich die scheinbar gewonnene Zeit dazu verwenden, um durch Nebenverdienste das Monatsbudget auszugleichen. Aber auch intensives Studium birgt seine Gefahren. Besonders auf technischem Gebiet sind die Hochschulen zu eigentlichen Forschungsbetrieben geworden, was wiederum ein wachsendes Spezialistentum zur Folge hat.

So ist es heute nicht mehr befremdlich, dass die jüngste Entwicklung zu manchen Sorgen Anlass gibt. Bereits hat zum Beispiel die Idee des studium generale neuen Auftrieb erhalten. Vermehrter Kontakt zwischen den Studierenden soll wieder neben den fachlichen Problemen mitmenschliche Beziehungen schaffen. Es darf an dieser Stelle auch die Tatsache der zunehmenden psychischen Störungen unter den Studenten erwähnt werden. In wie vielen Fällen könnte durch die Gemeinschaft geholfen werden! Eine Gemeinschaft allerdings, die sich nicht nur auf das Zusammenarbeiten an Labortischen bezieht oder die sich in der Gruppe altbekannter Freunde bewegt.

Damit verbunden ist aber auch das Problem der Freizeitbeschäftigung. Der frühere Stammtisch oder der gemeinsame Bummel sind heute durch ein Ueberangebot an Veranstaltungen jeder Art ersetzt. Studentische Interessengruppen versuchen zwar, gegen das Auseinandersplittern zu wirken, doch wird gerade ihr Angebot meist als überflüssig empfunden, da ihre Mittel kaum der geschäftigen Konkurrenz ebenbürtig sind. Lediglich Selbsthilfeorganisationen erinnern gelegentlich daran, dass der Student letztlich doch eine ganz spezifische Gruppe in unserer Gesellschaft darstellt.

Unendlich liessen sich hier weitere Probleme um unsere Hochschulen und ihre Benützer aufführen. Probleme, die sich aus den Wandlungen unserer hektischen Zeit ergeben. Materielle und geistige Fragen. Letztlich muss es aber immer darum gehen, Ziel und Aufgabe unserer Hochschulen zu sehen und zu erfüllen. Auch in unseren Tagen darf es besonders an der Hochschule nicht darum gehen, Qualität durch Quantität zu ersetzen. Das Studium soll nicht nur Fachwissen vermitteln, es gilt auch, eine Bildungsaufgabe zu erfüllen. Es wird nun nicht nur an den Dozenten liegen, diese Forderungen durchzusetzen. Auch der Student sollte sich immer wieder neu der Aufgabe unserer alma mater bewusst werden.

Studentische Zimmervermittlung Dr.-Faust-Gasse 9

Die roten Karten, um welche sich zu jedem Semesterbeginn frischgebackene und hochsemestrige Studentinnen und Studenten reissen, sind weder eigenhändig signierte Starfotos noch Gratisbillette für ein Jazzkonzert, sondern sie enthalten Adressen für Studentenzimmer. Diese Erscheinung ist allerdings nicht erst von heute. Bereits nach Abschluss des zweiten Weltkrieges, als sich nicht nur wieder vermehrt Schweizer einem Hochschulstudium zuwandten, sondern als sich auch die Grenzen für ausländische Studenten öffneten, gestaltete sich die Zimmersuche mehr und mehr zu einem Problem und zeitraubenden Unternehmen. Deshalb schlossen sich die Studentenschaften an der Universität und an der Eidgenössischen Technischen Hochschule zusammen und schufen eine Zimmervermittlungsstelle.

Die Zimmerlisten

Auf dieser Zimmervermittlungsstelle wurden nun die Adressen von Vermietern gesammelt, welche Studenten als Untermieter wünschten. Fortlaufende Listen gaben den Zimmersuchenden Einblick in freie Unterkünfte, deren Lage, Preis, Komfort usw. Auch Auskünfte über die betreffenden Schlummermütter waren bestenfalls auf dem Sekretariat erhältlich. Allerdings begann es sich bald in der Stadt herumzusprechen, dass man an der Dr. Faust-Gasse 9 gratis Adressen von freien Zimmern erhalten könne, was zeitweilig dazu führte, dass die Zimmervermittlung eher einer Vermittlungszentrale für ausländische Dienstboten oder Gastarbeiter glich. Es drängte sich deshalb eine Reorganisation auf, welche u. a. eine genauere Kontrolle gestatten sollte.

Das Kartensystem

Wer heutzutage ein Zimmer sucht, findet an der Dr.-Faust-Gasse 9 die Wände mit roten Karten behangen. Jede dieser Karten enthält die Lage sowie weitere Angaben über eine bestimmte Offerte. Hingegen fehlen Hausnummer und Name des Vermieters. Scheinen nun einige der Angebote besonders interessant oder preiswert, so verlangt der Student am Schalter, unter Angabe der laufenden Offertennummer, die vollständig ausgefüllten Karten. Dabei hat er seine Legitimationskarte vorzuweisen und ein Depot von Fr. 5.— zu entrichten. Die erste Massnahme dient zur Kontrolle über den Status des Bewerbers. Das Depot hingegen wird zurückerstattet, wenn der Student innert 3 Tagen die vollständigen Karten zurückgibt und besetzte Zimmer abmeldet. Damit, und mit der Einschränkung, dass jeweils pro Student nur 3—5 Adresssen gleichzeitig abgegeben werden, sollen unnütze Gänge weiterer Kommilitonen an schon besetzte Adressen vermieden werden. Leider kommt es allerdings immer wieder vor, dass Studenten lieber das Depot verfallen lassen und die Karten nicht mehr zurückbringen. In solchen Fällen muss dann bei den jeweiligen Vermietern nachgefragt werden, ob ihre Zimmer nun schon vergeben wurden.

Ausser der Entrichtung eines Depots aber geschieht auch heute noch die Zimmervermittlung gratis. Neben ordentlichen Semesterbeiträgen der beiden Studentenschaften trägt die WOKO die erwachsenden Mehrkosten. Seit Beginn des Wintersemesters 1961 wurde die zeitweise Anstellung eines Studenten zur Erledigung der Zimmervermittlung unumgänglich. Denn neben dem eigentlichen Schalterdienst bedingt das neu eingeführte Kartensystem zu seinem einwandfreien Funktionieren auch administrative Arbeit. Besonders auf Semesterbeginn häufen sich in zunehmendem Masse schriftliche Anfragen aus dem Ausland, die nun innert nützlicher Frist beantwortet werden können.

Die Zimmerbeschaffung

Im engen Zusammenhang mit der Zimmervermittlung besteht die ständige Notwendigkeit, neue Adressen zu beschaffen, wobei sich dieses Unterfangen immer schwieriger und kostspieliger gestaltet. Die günstige Konjunkturlage lockt zunehmend mehr Leute in die Städte. Häuser aber, die manchen Studenten ein preisgünstiges Dach über dem Kopfe verschafften, fallen der wachsenden City und ihren Bedürfnissen bezüglich Büros und Geschäftsräumen zum Opfer.

Während in früheren Jahren Zeitungsaufrufe auf die Zimmernot der Studenten aufmerksam machten und zu vielen Neuanmeldungen führten, sah man sich nun auch zur Werbung durch Inserate gezwungen. Selbst das Fernsehen konnte eingesetzt werden, wobei man allerdings durch die Abweisung von ungünstigen Offerten oft gutwillige Vermieter verärgerte.

Vermietung durch die WOKO

Neben Zimmerangeboten kommt es in jüngster Zeit vermehrt vor, dass ganze Wohnungen oder Häuser zur Vermietung angeboten werden. Handelt es sich um günstige Gelegenheiten, so übernimmt die WOKO die Objekte und vermietet sie in eigener Regie weiter, wobei nicht selten auch die Möblierung der Zimmer vorgenommen wird, da der Student meist nicht über das notwendige Kapital verfügt. Auch hat dieses System den Vorteil, dass der Vermieter nur mit einem Gremium zu verhandeln hat, während dieses selbst wieder durch einen Hausverwalter für die nötige Ordnung sorgt und die administrativen Arbeiten erledigt. Die Vermietung der betreffenden Zimmer erfolgt regelmässig durch Ausschreibung in den studentischen Zeitungen.

Die Auslese der Bewohner

Als Folge derartiger Ausschreibungen meldet sich meist eine grössere Anzahl von Bewerbern. Es obliegt nun einer besonderen Kommission, eine Auslese der Untermieter zu treffen, wobei vorwiegend auf die persönlichen Verhältnisse der Kandidaten abgestellt wird. Vor allem ist zu berücksichtigen, ob es sich um Stipendiaten oder Werkstudenten handelt, die speziell preisgünstige Unterkünfte bedürfen. Auch mehren sich die Fälle von schwarzen Studenten, denen das Rassenvorurteil die Zimmersuche erschwert, und oft gilt es, Studentenehepaaren zu helfen. Noch nicht angewandt aber wird bei uns das Kriterium, ob sich der Bewerber auch in studentischen Organisationen betätigt. So wird z. B. in Deutschland gerade solchen Studenten der Vorzug gegeben. Wichtig bei jeder Besetzung von Häusern und Wohnungen bleibt es jedoch, eine möglichst gemischte Mieterschaft zu erreichen und so einen Kontakt zwischen Studenten beider Hochschulen und aller Fakultäten herbeizuführen.

Im Zusammenhang mit der Auslese werden übrigens im kommenden Herbst erstmals auch Wartelisten eingeführt, auf denen sich Interessenten für Zimmer aus WOKO-Objekten zum vorneherein eintragen können. Nicht selten kommt es nämlich vor, dass allfällige Vermieter auf eine rasche Besetzung der Räumlichkeiten tendieren und somit keine Zeit für eine Ausschreibung übrigbleibt.

Soviel zur Aufgabe, Organisation und Arbeitsweise der studentischen Zimmervermittlung. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde sie zur Selbsthilfe gegründet, heute ist ihre Existenz wichtiger als je zuvor. Denn so lange nicht eine umfassende Lösung in Gestalt der Studentensiedlung verwirklicht worden ist, wird die Zimmernot der Studenten andauern.

Von den rund 7000 Studenten in Zürich sind rund 20% Ausländer. Die Studentinnen machen 11% aus, der Anteil der Verheirateten beträgt 10%, wobei allerdings gerade dieser Prozentsatz eine relativ grosse Steigerung erfahren wird, wenn einmal genügend Unterkünfte für Studentenehepaare bereitstehen. (Erfahrung der skand. Länder).

Von den Schweizern selbst (d. h. ca. 5600 Studenten) haben 69% ihr Zimmer in Zürich, 31% wohnen auswärts. Allerdings leben nur 42% bei Eltern und Bekannten. 32% sind Untermieter, 18% bewohnen Appartements und 8% leben in Pensionen. Jeder dritte Student hat das Recht zur Küchenbenützung, und ebenso verhält es sich mit denjenigen, welche über eine eigene Waschgelegenheit verfügen.

Seit nun die Zimmervermittlung im Herbst 1961 reorganisiert worden ist, lassen sich auch aus den Offerten und Vermietungen genauere Schlüsse ziehen und vor allem gewisse Entwicklungen feststellen. Vorauszuschicken wäre, dass in den ersten 7 Monaten seit Oktober 61 rund 1000 Zimmer vermittelt werden konnten, d. h. mit dem Anteil der Doppelzimmer ca. 1100 Betten. Jedes 5. Zimmer blieb davon Studentinnen vorbehalten, und nur jeder 7. Vermieter war bereit, Ausländer aufzunehmen. Fast unmöglich ist es für Kommilitonen schwarzer Hautfarbe, zu normalen Bedingungen unterzukommen, so dass leider auch für Zürich von weitverbreiteten Rassenvorurteilen gesprochen werden muss. Erstaunlich angestiegen ist die Zahl der Gratiszimmer, wobei die Gegenleistung vorwiegend in Haushalthilfe, Babysitting und Nachhilfestunden besteht. Auch wird entweder auf Studenten einzelner Fakultäten besonderer Wert gelegt (Mediziner) oder werden andere ausdrücklich abgelehnt (Bauingenieure). Seltener als früher werden «seriöse» Untermieter gewünscht, die Nachfrage nach Nichtrauchern blieb verhältnismässig gross.

Und noch etwas zu Preis und Lage der Zimmer. Konnten 1960 noch rund 52% der Zimmer unter Fr. 90.— abgegeben werden, sind heute nur noch 40% unter Fr. 100.— zu finden. Weitere 26% liegen in der Preiskategorie zwischen Fr. 100.— und 120.— und ca. 15% über Fr. 140.—. Bei einem monatlichen Budget von rund Fr. 300.— fallen dabei gerade die letzterwähnten Zimmerpreise erheblich ins Gewicht. Betrachtet man die örtliche Herkunft der Offerten, so fällt auf, dass die Vermietungen ausserhalb Zürichs stark angestiegen sind. Zimmer in Rüschlikon, Zollikon, Adliswil aber auch Oberrieden, Bassersdorf und Kloten sind — infolge der zunehmenden Motorisierung auch bei den Studenten — nicht selten anzutreffen. In der Stadt selbst hat eine eindeutige Umlagerung in die Kreise 10 und 11 stattgefunden. 1957 stammten 65% der Zimmermeldungen aus der unmittelbaren Hochschulnähe, heute sind es nur noch 45%. Dafür aber stiegen die Angebote der Kreise 10 und 11 von 14% auf 29%, was wohl einerseits auf die Neubauten dieser Gebiete zurückgeführt werden dürfte. Andererseits aber besteht die Tatsache, dass besonders in Höngg, wo die Siedlungen vor ca. 25 Jahren erstellt wurden, die Kinder der einzelnen Familien eigene Hausstände gegründet haben. Die leerwerdenden Zimmer werden an Studenten vermietet.

Diesen Feststellungen entsprechend wird nun die Zimmervermittlung gerade in Zukunft ihre besondere Aufmerksamkeit schenken, wobei auch die typischen Erscheinungen unserer Zeit recht eindrücklichen Niederschlag gefunden haben.

Studentenheim an der ETH

Das Studentenheim an der ETH wird betrieben vom «Verein Studentenheim an der ETH», der Ende der zwanziger Jahre unter der Initiative des damaligen Schulratspräsidenten, Prof. Dr. A. Rohn, gegründet wurde. Dem Verein gehören juristische Personen, Private, u. a. auch der VSETH an, der entsprechend seiner Beteiligung am Vereinskapital auch die Stimmenmehrheit an der Generalversammlung besitzt.

Die Generalversammlung wählt jährlich Vorstand und Kontrollstelle. Das Vereinspräsidium hat gegenwärtig Herr Schulratspräsident Prof. Dr. H. Pallmann inne. Zur Ueberwachung von Heim- und Wirtschaftsbetrieb besteht eine vom Vorstand eingesetzte Betriebskommission, in der auch die Studentenschaft der Universität vertreten ist. Der «Studentenvater», ein im Heim wohnender Student (z. Zt. Dipl. ing. agr. F. Lenz), ist als Mitarbeiter der Betriebskommission u. a. allgemein mit der Aufrechterhaltung von Ordnung im Heim betraut und nimmt auch gerne Wünsche und Anregungen von den Gästen entgegen.

Die Liegenschaft an der Clausiusstrasse 21 beherbergte eine Druckerei bis zum Erwerb durch die Schweiz. Eidgenossenschaft. Der Verein mietete das Gebäude zwecks Umbau in ein Studentenheim, das dann 1930 eröffnet wurde. Die Führung des Wirtschaftsbetriebes wurde dem Schweiz. Verband Volksdienst anvertraut, dessen Organisation bestmögliche Gewähr für eine zweckdienliche Betriebsführung bot.

Im Laufe der letzten 8 Jahre wurde dem Stammbetrieb Poly-, Chemie- und Physikbar angegliedert. Hauptaufgabe des Studentenheims war von Anfang an — nach den Worten von Prof. Rohn — die Abgabe «einer gesunden, einfachen Kost». Daneben will das Heim auch noch Möglichkeiten bieten zu geselligem Beisammensein, zu Zusammenkünften, zum Lesen und zum Studieren. Es sei all jenen Kommilitonen, die es noch nicht wissen, verraten, dass es nebst dem im Parterre gelegenen Café und Zeitungssaal im 1. Stock eine Reihe ruhiger Räumlichkeiten gibt, die besonders für beschauliches Lesen oder intensives Studium gut geeignet sind.

In den letzten Jahren erfreut sich das Studentenheim jährlich wachsender Frequenzen. Im vergangenen Betriebsjahr (1961/62) wurde Montag bis Freitag in den vollen Betriebsmonaten während des Semesters im Stammbetrieb 600—1000 Morgenessen, 1200—1600 Mittagessen und 600—900 Abendessen serviert. Am Wochenende und während den Ferienzeiten betragen aber die Gästezahlen nur noch etwa 20—30 % der obigen Werte.

Im Sommer ist das Heim von Semesterende (ca. Mitte Juli) bis etwa 20. September geschlossen. In dieser Zeit findet die jährliche grosse Reinigung statt und werden notwendige Unterhaltsarbeiten ausgeführt.

Die tägliche Bewältigung der Wünsche so vieler Gäste erfordert gut geplante Zeit- und Arbeitseinteilung, eine gut spielende Zusammenarbeit von Küche und Buffet und langfristiges Kalkulieren von Einkauf, Vorratshaltung und Kostenfaktoren.

Neben dem akuten Personalproblem im Gastgewerbe (Knappheit an Arbeitskräften, Arbeitszeitverkürzung, Löhne) treten beim Studentenheim zwei Probleme auf, die die Arbeit des Wirtschaftsbetriebes schwieriger als anderswo gestalten: Einmal ist die Leistungsfähigkeit der betrieblichen Einrichtungen durch die Frequenzzunahme der jüngsten Zeit fast über das Mass des Zumutbaren hinaus ausgenützt. Und zweitens stellen die für das Studentenheim von jeher charakteristischen Schwankungen der Gästezahlen (je nach Monat oder Wochentag) ein organisatorisches und wirtschaftliches Problem dar. Trotz diesen Schwierigkeiten bringt es der Wirtschaftsbetrieb ohne Beihilfe der öffentlichen Hand fertig, dem Studenten einfache, gesunde Kost zu einem sicher bescheidenen Preis abzugeben.

Dies wollen wir, liebe Kommilitonen, dankbar bedenken, wenn der Service einmal nicht sofort ganz nach unserm Wunsch gehen sollte. Im übrigen stehen Pläne und Standortfrage eines neuen «Studheims» in Polynähe bei den zuständigen Behörden schon seit einiger Zeit in Diskussion, da ein Ausbau des gegenwärtigen Heims nicht mehr in Frage kommt.

Dipl. natw. Jörg Roth-Kim,
Präsident der Betriebskommission

Hochschulsportanlage

Was bringt eine Hochschulsportanlage?

Eingehend einige Zahlen:

	Teilnehmer	% aller Studierenden	Durchschnittlicher Besuch pro Woche
1941/42	583	?	313
1947/48	1247	18,0	702
1951/52	1212	20,4	816
1956/57	1355	23,9	965
1961/62	2053	25,2	1613

Die Resultate des Sommersemesters liegen tiefer. Zum Beispiel Sommer 1961: 1545 Teilnehmer mit 1242 Besuchen.

Diese Tabelle zeigt, dass in den letzten fünf Jahren eine enorme Breitenentwicklung eingesetzt hat; durch die grosse Zunahme der Zahl der Studierenden ist der Prozentsatz jedoch nicht wesentlich angestiegen. Diese Entwicklung wurde durch eine Umstellung im Uebungsbetrieb, insbesondere in der Gestaltung der Lektionen der allgemeinen Körperschule verursacht. Das Bild aus dem Uebungsbetrieb des ASVZ veranschaulicht die heutige Auffassung, nicht die Aufstellung oder die Haltung oder der richtige Bewegungsablauf, sondern die Bewegung selber steht im Zentrum der Uebungen. Die Anwendung dieses Grundsatzes liess die Besucherzahlen sprunghaft anwachsen und wirkte sich auf alle Disziplinen aus.

Wie aber wird die Entwicklung weitergehen? Die Studentenzahlen werden weiterhin ansteigen, aber eine Ausdehnung im Sportbetrieb wird erst dann möglich sein, wenn die eigene Hochschulsportanlage auf der Allmend Fluntern in Betrieb genommen werden kann. Die wesentlichsten Punkte des Raumprogrammes sind:

Aussenanlagen:
1 Rasenspielplatz mit 400 m Aschenbahn und Leichtathletikanlagen:
1 Rasenspielplatz
1 Hartplatz 30 x 50 m
1 Hartplatz für zwei Basket- resp. Volleyballfelder

Hallengebäude:
1 Spielhalle 26 x 41 m
1 Turnhalle
1 Leichtathletikhalle

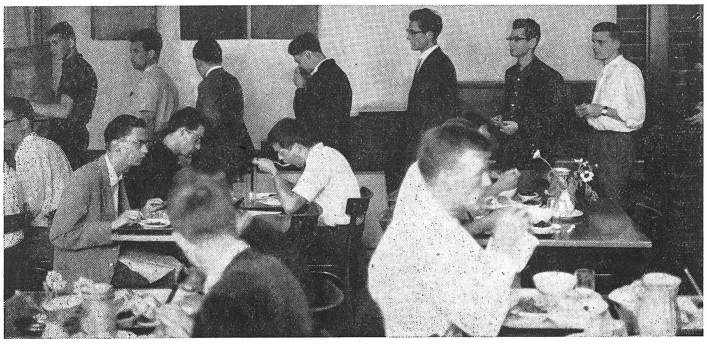
Garderobengebäude:
Garderoben, Duschen, Lehrerzimmer usw., Sauna

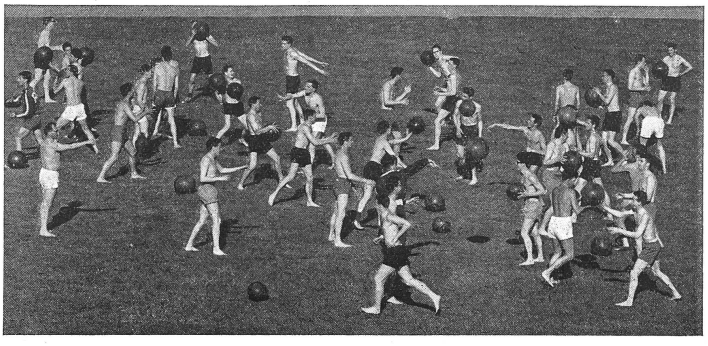
Kurszentrum:
Raum für Verpflegung, Aufenthaltsraum, Theoriezimmer, Sitzungszimmer, Unterkunftsräume für Gästemannschaften (32 Betten)

Nach Inbetriebnahme dieser Anlage wird sich der Uebungsbetrieb des ASVZ auf zwei Ebenen abspielen: Die allgemeinen Stunden und die kleinen Spiele werden wie bis anhin im kantonalen Turnhallengebäude durchgeführt, Spezialsportarten, das Wettkampftraining und die grossen Spiele wie Handball und Fussball auf die Hochschulsportanlage verlegt.

Diese Anlage erlaubt eine Ausdehnung in zwei Richtungen, die heute dem ASVZ noch verschlossen sind. Einmal sollten hier die Studierenden im Sinne des «Stadions der offenen Tür» jederzeit einzeln turnen können. Dabei sind ideale Kombinationen, wie Gymnastik — Waldlauf — Gewichtheben — technische Arbeit und Saunabesuch, möglich. Die zweite Ausdehnung verläuft in ganz anderer Richtung. Heute sind die Uebungen in den kantonalen Turnhallen Turnstunden der Mittelschule gleichzusetzen, indem die Studierenden sich nach der Vorlesung in die Uebungsstunde begeben und nachher sofort wieder zum Studium, Essen oder zur Heimreise verschwinden. Die Lage der Sportstätte auf der Allmend Fluntern erfordert eine Dislokation von ca. 20 Minuten Dauer. Der vermehrte Zeitaufwand gibt der turnerisch-sportlichen Betätigung eine andere Bedeutung. Die Lektionen werden voraussichtlich 90 Minuten dauern, und nachher lädt das Kurszentrum zur weiteren Gestaltung der Freizeit ein: zum Essen, Trinken, zu Gesprächen, zu Kartenspiel und Studienarbeit im geschlossenen Raum. Dadurch wird diese Anlage mithelfen, die Kontakte unter den Studenten und die Kameradschaft unter den Sporttreibenden zu vertiefen und zu fördern. Hoffen wir, dass diese Aufgaben in wenigen Semerstern verwirklicht werden können.

Dr. C. Schneiter





Die Studentische Wohnbaukommission

Ihre Aufgaben und Probleme

«Die Kommission wurde zum Zwecke eingesetzt, eine baldige Lösung des Wohnproblems der Studenten herbeizuführen und ein Zentrum studentischen Lebens zu schaffen.» Mit dieser Formulierung umschrieb 1957 das neugeschaffene Reglement in Artikel 2 den Auftrag an die studentische Wohnbaukommission. Wie optimistisch hatte man damals von baldigen Lösungen gesprochen. Und trotzdem darf man heute über das in den vergangenen 5 Jahren bisher Erreichte nicht unzufrieden sein. Unterfangen von solch grossem Ausmass brauchen Weile bis zu ihrer Verwirklichung — das haben auch die jungsemestrigen Optimisten von 1957 gelernt und eingesehen, auch wenn es neuherangewachsenen Studentengenerationen oft schwer fällt, die scheinbare Passivität, die inzwischen gleichsam im «Dienste ergrauten» WOKO-Mitglieder zu verstehen und zu billigen. Aber gerade der Umstand einer für studentische Kreise wohl eher ungewöhnlichen Beharrlichkeit mag es sein, dass stetig auf die Verwirklichung des Kommissionszwecks hingearbeitet werden konnte, während sonst leider studentischen Aktionen das Schicksal der Kurzlebigkeit angeboren zu sein scheint.

Wie einfach und greifbar schienen 1957 die Lösungsmöglichkeiten, und in welchen Komplex von Problemen ist die WOKO bis heute vorgestossen! Damals glaubten 6 Studenten neben ihren täglichen Studien und anderen Beschäftigungen leicht noch eine zusätzliche Arbeit übernehmen zu können. 1962 würde auch ein ständig besetztes Sekretariat schwerlich genügen, wenn man wirklich alle Wege der Zimmerbeschaffung und zur Linderung unserer «Wohnungsnot» beschreiten wollte und könnte.

In der Zwischenzeit haben wir auch einsehen müssen, dass die Studenten bei weitem nicht alleine stehen mit dem Problem, ein Dach über dem Kopf ausfindig zu machen. Die monatliche Lektüre des Leerwohnungs-Indexes zeigt dies deutlich genug. Wir wollen deshalb auch keine Sonderrechte für uns beanspruchen, doch werden wir immer darum bemüht sein, dass auch unsere Stellung und unsere Bedürfnisse entsprechend berücksichtigt werden. Besonders in der heutigen Zeit, wo auch an die zukünftigen Akademiker so viele Anforderungen gestellt werden. Wie soll es uns denn möglich sein, späteren Aufgaben gewachsen zu sein, wenn in der Vorbereitungszeit darauf andere, aktuellere Probleme vom Augenmerk auf das Hauptziel ablenken?

1956 war das immer krasser werdende Missverhältnis zwischen gesuchten und vermittelten Zimmern Ursache zur Gründung der Studentischen Wohnbaukommission gewesen. Eine Umfrage bei den Studierenden an beiden Hochschulen Zürichs bewies damals in nackten Zahlen, dass die Vermutungen keineswegs übertrieben waren. Die Statistik aus den Ergebnissen der Erhebung liess eine unerfreuliche Bilanz ziehen. Wie sollte dem Abhilfe geschaffen werden?

Schon erste Diskussionen ergaben, dass nur eine Lösung in grossem Massstab wirkliche Besserung der Zimmermisere bringen würde. So reifte das Bild einer Wohnungssiedlung für Studenten im Schosse der WOKO heran. Allerdings zeigte sich bald, dass es nicht mit der Schaffung reiner Schlafstätten getan war. Andere, ebenfalls brennende Probleme sollten durch Berücksichtigung beim Projekt einer solchen Siedlung mitbearbeitet werden. Nur stichwortartig seien hier die Ideen der studentischen Gemeinschaft, des vermehrten Kontaktes unter den Studierenden aller Richtungen und besonders der Wiederbesinnung auf den wahren Inhalt der «Akademie» erwähnt. Die Einbeziehung derartiger Fragen musste deshalb auch in den Aufgabenkreis der WOKO eingefügt werden.

Je mehr aber die Idee einer Studentensiedlung in Zürich Gestalt annahm, um so besser war zu erkennen, dass die Verwirklichung dieses Vorhabens recht lange Zeit in Anspruch nehmen dürfte.

Als Konsequenz ergab sich daraus eine Zweiteilung des Einsatzes der WOKO. Mit der langfristigen Planung wäre zwar eine «Endlösung» angestrebt worden, doch was sollte in der Zwischenzeit zur Behebung des Missstandes getan werden? Die Ausarbeitung eines kurzfristigen Programmes drängte sich auf. Während man einerseits nun mit der Vertiefung des Siedlungsgedankens fortfuhr, erwuchs der WOKO andererseits ein neuer Aufgabenkreis, der sich in zwei Gebiete spaltete. Beherrscht von der radikalen Idee, Neubauten zu erstellen, leitete sich die theoretische Möglichkeit der Erstellung von Provisorien ab. Baracken und Pavillons hätten einstweilen den Platz der endgültigen Siedlung einnehmen können, wobei im stillen die Erfahrung: «c'est le provisoire qui dure» natürlich ihre entsprechende Berücksichtigung fand. Leider zeigte sich aber in diesem Zusammenhang, dass die Verwirklichung solcher Provisorien mit erheblichem Finanzaufwand verbunden war, der in Hinsicht auf spätere Erfordernisse zum Bau der Siedlung nicht gerechtfertigt schien. So trat diese Lösung in den Hintergrund.

Da die Idee eines Provisoriums aber auch den Begriff des Temporären einschliesst, konnte der Gedankengang, leerstehende Abbruchobjekte als Unterkünfte ins Auge zu fassen, wohl kaum befremden. Besonders ausländische Studenten hatten bereits von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Deshalb befasste sich nun auch die WOKO mit der Einrichtung und dem Betrieb solcher Wohnungen und Liegenschaften, wenn auch aus zwei Gründen die Möglichkeiten der WOKO auf diesem Gebiet begrenzt sind. Vor allem deshalb, weil es der Kommission oft nicht möglich ist, derartige Objekte so weit wieder instandzustellen, dass sie den Anforderungen für eine Weitervermietung entsprechen. Wohl mögen dann die Lokalitäten den Ansprüchen einzelner Studierender genügen, für die WOKO aber gilt es wenigstens gewisse minimale Grundsätze der Wohnlichkeit und Hygiene zu beachten. Dann jedoch lassen sich oft auch Investitionen und Ausgaben für die Einrichtung derartiger Häuser, infolge der unsicheren Mietdauer, schwer verantworten. So muss es die WOKO oft einzelnen Interessenten überlassen, von den Angeboten einen entsprechenden Gebrauch zu machen. Dies auch in all den Fällen, in denen die geforderten Mietpreise über das preisgünstige Niveau hinausgehen, das die WOKO bei einer Limite von Fr. 100.— fixiert hat.

Im Rahmen des kurzfristigen Programmes ergab sich aber auch die Notwendigkeit der Koordinierung mit der Zimmervermittlungsstelle, so dass heute diese Institution beider Studentenschaften Zürichs praktisch ein Organ der WOKO darstellt. Zwar liegt die permanente Aufsicht immer noch bei dem Präsidenten des kleinen Studentenrates, da die Arbeit der Zimmervermittlung während des Semesters von der Sekretärin der Studentenschaft der Universität erledigt wird, die Mehrkosten aber, die sich durch die temporäre Anstellung einer Aushilfe und durch die Erweiterung der Zimmervermittlung ergeben haben, werden vorläufig von der WOKO getragen. Verbunden mit der Zimmervermittlung sind auch die jeweiligen Aktionen zum Semesterbeginn, die der Beschaffung neuer Zimmer dienen. Während noch im Herbst 1959 ein Zeitungsaufruf des Zürcher Stadtpräsidenten rund 250 Anmeldungen einbrachte, ist inzwischen die Wirksamkeit derartiger Appelle gesunken, so dass seit zwei Semestern in der Spalte «Zimmersuche» auch Inserate der WOKO zu finden sind. Natürlich ist solche Werbung mit erheblichen Kosten verbunden.

Erfreulich ist die Tatsache zu verzeichnen, dass besonders in letzter Zeit nicht nur Zimmerofferten eintreffen, sondern ganze Wohnungen und Häuser zur Untermiete angeboten werden. Allerdings ist der WOKO daraus ein neues Betätigungsfeld erwachsen, indem von ihr nicht nur die Vermietungen vorgenommen werden, sondern auch die Verhandlungen mit den Vermietern sowie der Unterhalt und die Verwaltung solcher Objekte durchgeführt werden müssen. Dabei können jedoch besonders lohnende Erfahrungen gesammelt werden, die sich im Hinblick auf das Siedlungsprojekt nutzbringend verwerten lassen. Im April 1963 wird die WOKO z. B. einen Neubau als Studentenheim übernehmen können (Projekt Altstetterstrasse). Schon heute laufen deswegen umfassende Verhandlungen zur Abklärung architektonischer und finanzieller Probleme. Nicht selten kann die WOKO auch Bauherren beraten, die eventuell eine Liegenschaft als Studentenunterkunft einrichten möchten. Teure Bodenpreise und kostspielige Bauten führen aber leider meist dazu, dass die vorgesehenen Mietpreise nicht genügen, so dass sich schon manches Projekt zerschlagen hat und vorerst immer noch die der Mietpreiskontrolle unterstehenden Häuser bevorzugt bleiben. Bei Neubauten hingegen versucht die WOKO nicht selten, ein bestehendes Verbot der Untermiete aufzuheben. Dankbar soll hier auf die Tatsache hingewiesen werden, dass der Rotary Club für das Jahr 1963 ein Haus zum Studentenheim umbauen und damit gegen 50 Betten zur Verfügung stellen will.

Noch lange könnte diese Liste der Aufgaben der Studentischen Wohnbaukommission fortgesetzt werden. Die Bemühungen mit dem Ziel, ein Studentenfoyer zu schaffen (siehe Sonderbeitrag), bringt eine Grosszahl neuer Probleme und Beschäftigungen. Auch die Mitarbeit der WOKO bei der Projektgestaltung eines neuen Studentenheimes der ETH darf mit Genugtuung verzeichnet werden.

Während so das Programm einer kurzfristigen Lösung der Zimmermisere immer umfangreicher geworden ist, wurden natürlich auch die Arbeiten für die Studentensiedlung keineswegs zurückgestellt. Nachdem auf diesem Gebiet zuerst einmal eine Dokumentation über in- und ausländische Siedlungen und ähnliche Anlagen zusammengetragen und ausgewertet wurden, verfügt die WOKO heute anerkannterweise über eine weitumfassende Unterlagen- und Bildsammlung für das Gebiet der Studentenunterkunft. Im letzten Jahr kam es in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Schulrat, Behördenvertretern und Dozenten zu einer eingehenden Detailberatung, so dass heute die erste Etappe der Projektierung als abgeschlossen gelten darf. Bald werden sich neue Aufgaben stellen, wie zum Beispiel die Regelung von Fragen des Betriebes und der internen Ordnung einer künftigen Siedlung. Auch in diesem Zusammenhang wird es weiterhin darum gehen, den Studenten ihr bisheriges Mitspracherecht zu erhalten, denn der positive Wille zur Mitarbeit bei der Verwirklichung der Siedlung muss eine beständige Erneuerung erfahren.

Es wird aber auch nötig sein, dass die WOKO im kommenden Herbst eine grundlegende Reorganisation erfährt, da es heute den Kommissionsmitgliedern nicht mehr möglich ist, allen Aufgaben die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken. Nicht zuletzt wird es auch darum gehen müssen, die finanzielle Grundlage der WOKO für die Zukunft unabhängig vom Poly- und Uni-Ball-Gewinn zu machen, auch wenn gerade aus solchen Beiträgen die Arbeit der WOKO überhaupt ermöglicht wurde und auch in Zukunft nie ganz darauf verzichtet werden soll. Für die WOKO selbst aber wird der Aufgabenkreis auch weiterhin bestehen bleiben. Die aktive Auseinandersetzung der Studenten mit Problemen der Zimmernot und ihrer Beseitigung soll auch in Zukunft beweisen, dass sich auch der Student im Rahmen seiner Mittel ehrlich darum bemüht, seinen Anteil zu leisten, und nicht nur von der Unterstützung von dritter Seite zehren will. In diesem Sinne aber dürfte auch die Weiterverfolgung des Auftrages an die Wohnbaukommission für kommende Zeiten notwendig sein.

Fünf Jahre Tätigkeit

Herbst 1956 Gründung der «Studentischen Wohnungsbaukommission» (WOKO). Ein Gemeinschaftswerk zur Selbsthilfe der Studierenden an der Eidgenössischen Technischen Hochschule und der Universität Zürich.

Winter 1956/57 Umfrage bei den Studierenden beider Hochschulen Zürichs über die tatsächlichen Verhältnisse — betreffend Wohnungen, Studentenbuden und Schlummermütter.

Frühling 1957 Auswertung der Umfrage und Publikation der Ergebnisse. Aus den Zahlen ergibt sich eine recht unerfreuliche Bilanz.

Herbst 1957 Auch für Zürich drängt sich das Projekt einer Studentensiedlung auf. Ausgedehnte Sondierungen für ein Baugelände beginnen.

Winter 1956/57 Erstmals wird der Polyball-Reingewinn für die WOKO bestimmt.

Herbst 1958 Die Broschüre: «Eine kleine Geschichte — handelnd von Operetten, Eremiten und einer Siedlung» findet bei Behörden, Presse und in privaten Kreisen grossen Anklang. Erste Presseorientierung.

Winter 1958/59 Der 2. Polyball steht unter dem Motto: «Studentensiedlung». Im Rahmen der ETH-Aussenstation sichert der Präsident des Schweizerischen Schulrates der WOKO Land für eine Studenten-Siedlung zu. «Grand-Gala»-Abend im Hotel Dolder.

Frühling 1959 Reise einer Gruppe Architektur-Studenten nach Dänemark für Detailstudien.

Sommer 1959 Semesterarbeit der Abteilung für Architektur an der ETH (Prof. Dr. h. c. W. Moser und Prof. P. Waltenspuhl) über das Thema Studentensiedlung.
Architekturstudenten-Kongress in Hannover: «Wie wohnen Studenten». Die Arbeiten der zwei Zürcher Delegationen der ETH werden je mit einem ersten Preis prämiiert. Ferienwettbewerb der LIGNUM zur Projektierung eines Studentenheim-Provisoriums.

Herbst 1959 Mehr Studenten — immer weniger Zimmer; Stadtpräsident Dr. Landolt erlässt einen Aufruf, der gegen 250 neue Adressen einbringt.

Winter 1959/60 Ausstellungen im Lichthof der ETH und der Universität über die Ergebnisse des Hannover-Kongresses. Erstmals wird auch der Uniballgewinn der WOKO zugewiesen. Zweite Presseorientierung.

Frühling 1960 Umfrage des Verbandes Schweizerischer Studentenschaften (VSS) über bestehende und geplante Studentenheime und -siedlungen.
Kongress der UNESCO und der Union Nationale des Etudiants de France (UNEF) über: «Le logement des étudiants».

Sommer 1960 Die Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen befassen sich mit dem Projekt einer Zürcher Studentensiedlung. Erste Verhandlungen mit privaten Bauherren.
Die WOKO erstellt eine Dokumentationsreihe. Der Reinerlös aus dem Sommernachtsfest der Studentenschaft ermöglicht das Weiterarbeiten der WOKO.

Herbst 1960 Aufruf der Rektoren beider Zürcher Hochschulen. Eine Kurzsendung des Schweizer Fernsehens befasst sich ebenfalls mit unseren Problemen. Der Schweizerische Schulrat setzt eine Kommission ein zur Klärung der Fragen um eine Studentensiedlung auf dem Hönggerberg.

Winter 1960/61 Die Liegenschaftenverwaltung der Stadt Zürich stellt der WOKO ein erstes Haus an der Predigergasse zur Verfügung.
Als Illustrationsmaterial werden rund 200 Lichtbilder gesammelt.
Weitere Teilbeträge aus den Ergebnissen von Poly- und Uniball.

Frühling 1961 Flugblätteraktion an Haushaltungen des Hochschulquartiers.

Sommer 1961 Schlussbericht der Kommission zur Abklärung der Fragen einer Studentensiedlung auf dem Hönggerberg zuhanden des Schweizerischen Schulrates, verbunden mit einem umfassenden Raumprogramm. Die Studentensiedlung wird an der Architekturabteilung der ETH als Diplomaufgabe gestellt.

Herbst 1961 Grundlegende Reorganisation der studentischen Zimmervermittlung. Die WOKO übernimmt die neu erwachsenden Kosten. Aufrufe in den Zürcher Tageszeitungen, eine Fernsehsendung, Inseratenkampagne zur Zimmerbeschaffung.

Winter 1961/62 Weitere Beiträge aus den Hochschulbällen. Der Rotary Club Zürich entschliesst sich, eine Liegenschaft zur Errichtung eines Studentenheimes zu erwerben. Beratungen durch die WOKO. Idee eines Studentenfoyers. Verhandlungen mit Privaten und Behörden.

Frühling 1962 Wiederum Veröffentlichung eines Appells für Zimmer. Weitere Inseratenkampagne. Projekt Altstetterstrasse durch Angebot eines Bauherrn ermöglicht.

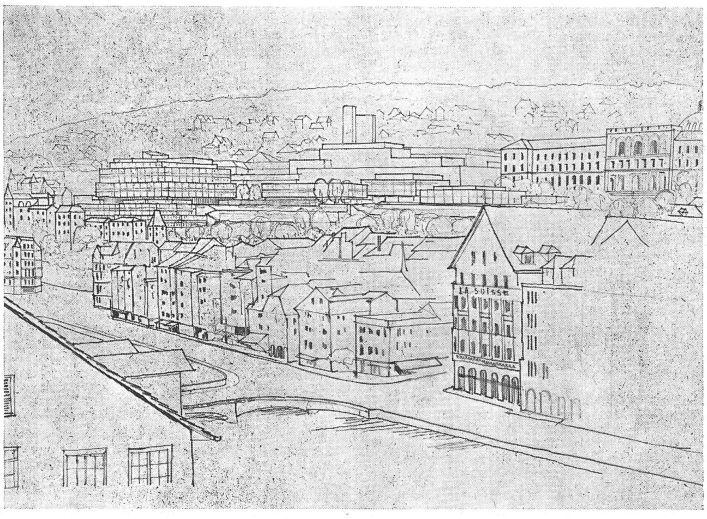
Sommer 1962 Seit der Reorganisation der Zimmervermittlungsstelle rund 1000 Zimmer verfügbar gemacht, darunter dank WOKO-Mitteln auch möblierte Wohnungen.

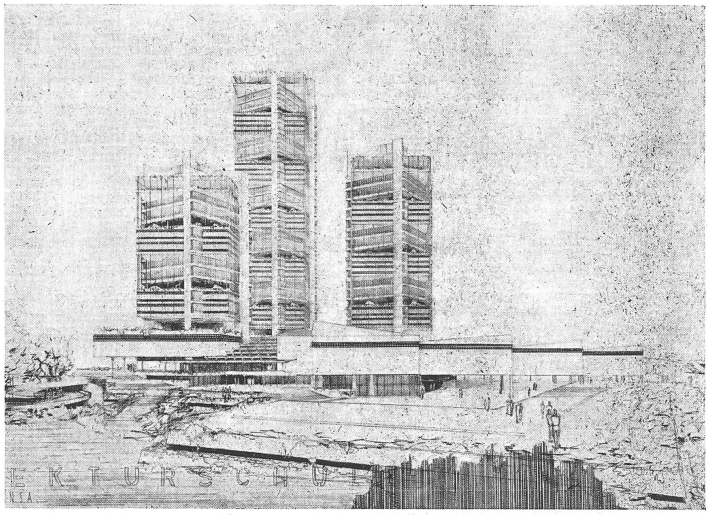
Wohin der Franken rollt

Nachdem man 1956 die Studentische Wohnbaukommission mit ihrem Auftrag eingesetzt hatte, war natürlich klar, dass bei allem guten Willen die Durchführung einer solchen Aufgabe auch finanzielle Mittel in Anspruch nehmen würde. Zwar konnten verschiedene WOKO-Aktivitäten ohne grosse Kapitalien verwirklicht werden, doch wären die Möglichkeiten dadurch auf einen verhältnismässig kleinen Rahmen beschränkt gewesen. Aus diesem Grunde sah das Kommissions-Reglement vor, dass es zwar Aufgabe der WOKO sei, die notwendigen Gelder zu beschaffen, dass die Studentenschaften bei Bedarf aber Beiträge zu entrichten hätten, um die Arbeit der Kommission zu gewährleisten. Es verdient in diesem Zusammenhang erwähnt zu werden, dass bis heute auf solche feste Beiträge aus den Studentenschaftsbudgets verzichtet werden konnte, da sich die WOKO in der Lage sah, durch die Zuweisungen aus Poly- und Uniballgewinnen ihre Aufwendungen zu decken. Anfänglich waren zwar die Aktionen noch stark von den laufenden Einnahmen abhängig, doch gelang es später auch notwendige Fonds zu äufnen, die heute vorwiegend zur Möblierung von WOKO-Wohnungen und Liegenschaften Verwendung finden. Dank dem steten Wohlwollen der studentischen Parlamente, welche über die gänzliche oder teilweise Zuwendung der Reingewinne beschlossen, konnte so die Arbeit der WOKO ihren ungehinderten Fortgang finden, auch wenn nie im voraus feststand, wie hoch solche Beiträge ausfallen würden.
So sind denn der WOKO bis heute rund 35 000 Fr. zugeflossen, wobei bemerkt werden muss, dass ca. $^{2}/_{3}$ von ETH-Studenten stammen. Dies wohl nicht nur, weil Uniballe weniger ertragreich zu sein pflegen; es dürfte auch daran liegen, dass die ETH-Studenten, welche in grösserem Masse von der Zimmernot betroffen werden, da sie sich aus der ganzen Schweiz rekrutieren, schon früher als die Kommilitonen an der Universität das Problem der Zimmer-Misère und die Notwendigkeit radikaler Massnahmen einsahen. Die Schaffung eines Studentenfoyers dürfte nun übrigens Gelegenheit bieten, das ungleiche Verhältnis wieder etwas wettzumachen, da ja letztlich die Studenten beider Hochschulen aus den Ergebnissen der WOKO-Arbeit profitieren.
Bei der recht beträchtlichen Summe auf der Einnahmenseite wird es auch interessieren, wie es sich mit den Aufwendungen verhält, hört man doch oft unter den Studenten die irrige Meinung, dass u. a. die Mittel vorwiegend zum Zwecke persönlicher Studienreisen einzelner Kommissionsmitglieder verwendet würden. Dem ist keineswegs so! Bereits für die Auswertung der Umfrage über die Wohnverhältnisse mussten rund 1500 Fr. verwendet werden, um das Material auszunutzen. Die Broschüre, die erstmals in weiten Kreisen auf unser Problem aufmerksam machte, steht mit 4000 Fr. zu Buch. Weitere 4000 Fr. verschlangen die Vorbereitungsarbeiten für den Hannoverkongress und die spätere Ausstellung der Arbeiten in Zürich, wobei zu den Mitteln der WOKO auch noch Beiträge der Abteilung für Architektur und des Schweizerischen Schulrates zu zählen wären. 1500 Fr. sind bis jetzt in eigentliche Planungsarbeiten gesteckt worden, 3000 Fr. wurden zur Erstellung der Dokumentation und zur Sammlung des Materials verwendet. Betrachtet man jedoch den Nutzen, den diese Unterlagen besonders auch für Semesterarbeiten und bei Diplomaufgaben sowie für die Projektierungen geleistet haben, so sind diese Ausgaben bestimmt zu verantworten. In der neueren Zeit nun fallen vorwiegend Beiträge zur Einrichtung von WOKO-Wohnungen und Liegenschaften in Betracht. Hierzu wurden bis jetzt rund 7000 Fr. ausgegeben, wobei die Einrichtung der Predigergasse rund die Hälfte beanspruchte. Pro Zimmer muss allgemein zwischen 250 und 350 Fr. gerechnet werden. Allerdings handelt es sich dabei nicht um à-fonds-perdu-Beiträge, sondern um Mittel, welche sich durch Amortisation und Mietpreisanteile zu einem späteren Zeitpunkt wieder einsetzen lassen. Uneinbringlich hingegen sind die Aufwendungen von rund 2000 Fr., welche verschiedene Aktionen für die Zimmerbeschaffung notwendig machten. Abschliessend seien auch die Kosten erwähnt, welche durch die Reorganisation der Zimmervermittlung und der Zeitungsinserate für die Anmeldung von Zimmerofferten anfallen. Rund 1600 Fr. müssen pro Semester für Salär der Aushilfskraft, für Inserate und notwendige Administration bezahlt werden, und es scheint, dass sich dieser Betrag weiter erhöhen wird. Deshalb wird die WOKO in nächster Zeit verschiedene Kontakte vor allem mit den Rektoraten der Hochschulen aufnehmen müssen, um die Möglichkeit eventueller Beiträge abzuklären. Auch wird zu prüfen sein, ob nicht doch eine Vermittlungsgebühr zu entrichten sei, nachdem dieser Dienst bis heute gratis geschah.

Gewiss mag man sich nun fragen, ob solche Aufwendungen der Studenten notwendig und zweckmässig sind, waren sie doch zur Erfüllung von Aufgaben gemacht, die sonst wahrscheinlich Behörden oder anderen Gremien zugefallen wären. Dem mag aber entgegengehalten werden, dass gerade durch diese Beiträge die Studenten ihren Willen zur Mitarbeit und zu Opfern für die Lösung von spezifischen Hochschulproblemen bewiesen haben. Es liegt ihnen nicht nur daran, Mitspracherecht zu haben, sie sind auch bereit, im Rahmen ihrer Mittel, tatkräftig beizusteuern (nicht zuletzt aus dem Gefühl der Mitverantwortung). Deshalb werden die Studenten bestimmt auch in Zukunft in diesem Sinne handeln, im vollen Bewusstsein, dass ihr Beitrag zwar nur einen geringen Anteil darstellen kann, bestimmt aber über eine symbolhafte Geste hinausreichen will.

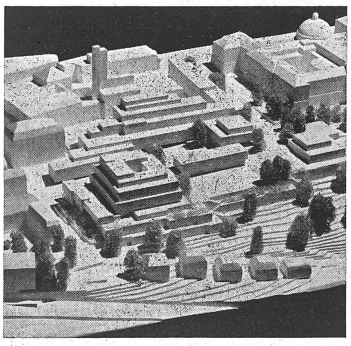
Neubau der Architekturschule Im Zentrum? Auf dem Hönggerberg?





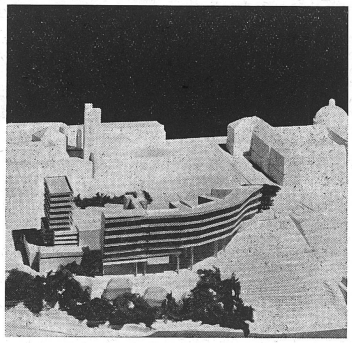
Die ETH leidet unter Platzmangel. Das alte Hochschulquartier lässt sich nicht mehr vergrössern. Auch der Kanton macht allenthalben seine Interessen geltend. Diese Situation hat die verantwortlichen Behörden bewogen, Landreserven für eine grosszügige Aussenstation zu sichern. Nach langen politischen Kämpfen ist es gelungen, auf dem Plateau des Hönggerberges 46 Hektaren Bauland zu erwerben.
Schon ist der hintere Teil des Plateaus eine Baustelle geworden, wo die Fundamente für die Physikbauten nach Plänen des ETH-Professors A. H. Steiner gelegt werden. Für die Aufteilung des restlichen, ganz beträchtlichen Terrains besteht leider noch kein gültiger Plan; ein Programm ohne Verbindlichkeit sieht die Verlegung von weiteren Instituten und Abteilungen auf den Hönggerberg vor, worunter auch die Architekturabteilung, deren Studienplan sich ja relativ unabhängig von den Fächern anderer Abteilungen der ETH entwickelt und daher am einfachsten als Ganzes an einen anderen Ort verlegt werden kann. In dieser ungeklärten Situation haben die Professoren W. M. Moser und P. Waltenspuhl ihren Studenten den Neubau der Architekturabteilung als Semesteraufgabe gestellt. Dabei war es den Studenten nach der Analyse der Aufgabenstellung freigestellt, ihren Neubau auf dem Hönggerberg oder auf Parzellen in unmittelbarer Nähe der alten Schule vorzuschlagen.
Die Entscheidung dieser Standortsfrage gab zu erregten Diskussionen Anlass; die Mehrheit der Studenten beider Ateliers entschied sich für einen Neubau auf der Polyterrasse. Folgende Argumente wurden für diesen Standort geltend gemacht:
Architektur und Städtebau sei eine zutiefst menschliche und realitätsbezogene Angelegenheit. Die Studenten dieser Richtung hätten sich daher dieser Realität nicht zu entziehen, sondern sie am eigenen Leib zu erfahren, in dem Zentrum einer heutigen Stadt zu studieren und zu leben und nicht irgendwo auf einem abgeschiedenen Hügel. In Zürich würde heute, vom Bellevue herkommend, über Heimplatz mit Schauspielhaus, Kunsthaus, Mittelschulen und über die Universitätsgebäude bis zur ETH eine Art Kulturgürtel gebildet, den es weiter fortzusetzen gelte. Die Geschäftsstadt Zürich werde sich ihrerseits eher von der Sihlporte aus Richtung Westen weiterentwickeln. Der Neubau der Architekturschule solle in den Rahmen dieser städtebaulichen Konzeption zu stehen kommen. Ferner wurde dem Standort auf dem Hönggerberg ganz allgemein der Vorwurf des Abgeschiedenseins, der ungenügenden Verkehrserschliessung, der sterilen und abgekapselten Atmosphäre gemacht.

Die Befürworter des Standortes Polyterrasse glaubten mit der Summe ihrer allerdings grösstenteils emotional begründeten Argumente all die Schwierigkeiten, wie sie die Langsamkeit und Kostspieligkeit des Expropriationsverfahrens, die ständig ansteigende Parknot im Hochschulviertel, der Zimmermangel, die Konkurrenz-Interessen der kantonalen Anstalten wie Spital und Universität bedeuten, überwinden zu können.
Demgegenüber weist der Standort auf dem Hönggerberg die bedeutenden Vorteile des weiten, freien Landes, der Möglichkeit zu einem grosszügigen, uneingeengten Plan, die unmittelbare Nähe von Wäldern und ungestörter Natur, eine grossartige Aussicht hinunter in die Stadt und weiter auf den See und die Berge auf. Auf dem Terrain, das drei- bis viermal so gross ist wie alle alten ETH-Terrains der Polyterasse zusammen, wird eine neue Stadt des Geistes und der Forschung entstehen, die nach den Prinzipien des modernen Städtebaues Felder und Aecker nicht in eine Steinwüste, sondern in eine Parklandschaft verwandeln wird, wo der Hochschule grosse Sportfelder zur Verfügung stehen werden, wo sich der Verkehr auf neukonzipierten Strassen schneller und sicherer bewegen wird.
Eine Studentensiedlung mit mindestens 1000 Betten und vernünftigen Preisen wird an die Stelle der oft erfolglosen Zimmersuche treten. Einer angeblich sterilen studentischen Monokultur werden in engem Kontakt mit den Hochschulbauten entstehende Wohnquartiere entgegenwirken.
Der Nachteil der rund 5 km grossen Distanz vom Stadtzentrum, den alten Hochschulen und dem Hauptbahnhof wird nach Erstellen der direkten Verkehrsverbindung stark vermindert. - well -



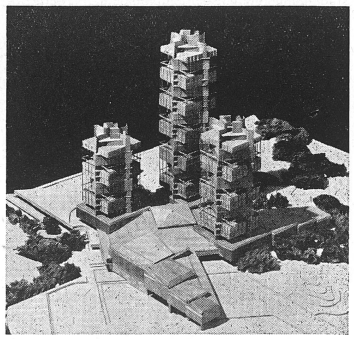
Ausgewogene städtebauliche Einordnung. Grosse Oberlichthalle im Zentrum. Kollektivräume im Erdgeschoss. Ateliers in den Oebergeschossen um die Halle gelegt resp. in den Untergeschossen den steilen Hing hinunter gestaffelt.

Projekt P. Schatt, Atelier Moser, Foto Grünert.



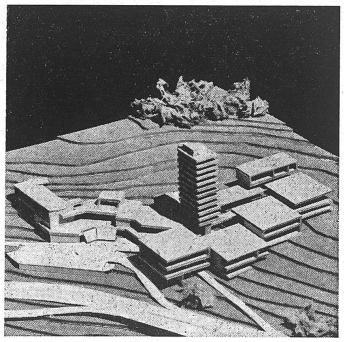
Zentrale mehrgeschossige Halle mit den allgemeinen Funktionen von Architekturschule, Instituten für Baurationalisierung, für Orts-, Regional- und Landesplanung: Aula und Hörsäle gegen Leonhardstrasse, Bibliotheken und Verwaltung gegen Auf der Mauer. Darüber Bürogebäude für Institutsprofessoren. Gegen Stadt, auskragend, Arbeitstrakt der Architektenschule mit 4 Doppelgeschossen.

Projekt H. Huber, Atelier Waltenspuhl, Foto Grünert.



Drei Ateliertürme steigen von gemeinsamer Zentralhalle empor. Auditorien, Bibliothek usw. liegen an Flügeln, die von dieser Halle ausstrahlen.
Räumlich differenzierte Atelier - Zeichensäle im Hochhaus.

Projekt Kuhn, Atelier Moser, Foto Grünert.



Das Raumprogramm wurde auf das Wesentliche reduziert und den Ausbau der Nebeninstitute für Städtebau und Industrialisation einem späteren Stadium überlassen. Zu Füssen eines Turmhauses für die Professoren, das auf die äusserste Kante des Waidberges gestellt wurde, sind die vier Ateliers der einzelnen Jahreskurse in das Gelände eingestuft.

Projekt Wellmann, Atelier Waltenspuhl, Foto Grünert

Zwischen Walcheturm und Stadthaus — Das Studentenfoyer

Mehr gegenseitiger Kontakt unter den Studierenden!
Wie mancher Redner am «dies academicus» hatte sich schon über dieses Thema ausgelassen oder sich noch weiter verstiegen und grösseren Zusammenhang zwischen Dozenten und Studenten gewünscht? Auch mit dem Beginn eines «studium generale» extra muros wurde geliebäugelt. Und dabei bereitet schon die Verwirklichung der ersten Forderung so viel Mühe. Akademischer Eigendünkel? Wohl kaum, es sei denn, man erwarte, dass ein kurzes Pausengespräch in den Hochschulkorridoren menschliche Brücken schlage. Oder glaubt man, dass ein am gleichen Tisch — in aller Eile — verzehrtes Essen nähere Kontakte bringt? Hier dürfte das Tellerklappern und Geschirr-Rasseln wohl kaum ein idealer Hintergrund sein. Sogar der Platz an der Sonne im Café Select ist nur für eine kleine Gruppe Treffpunkt, und die farbstudentischen Stammtische werden nur in Ausnahmefällen zu eigentlichen Begegnungsstätten. So wird deshalb auch im kommenden Jahr das altbekannte Motto: «Mehr gegenseitiger Kontakt unter den Studenten» weiter für Brandreden dienen. Es wird weiter auf die zunehmende Spezialisierung und die damit verbundene Isolierung hingewiesen, und dankbar wird sich dereinst die Frage behandeln lassen: «Von der Akademie zur höheren Berufsschule.»
Muss dem so sein? — Bestimmt nicht! Viele gute und brauchbare Vorschläge der Abhilfe wurden schon gemacht. — Nur zu oft scheiterten sie am Problem der Verwirklichung. Wie wäre es deshalb, wenn man vielleicht daran dächte, ein Studentenheim vom heutigen Zweck — Verpflegungsstätte und Schlaflokal zu sein — wieder zum Ort der Begegnung werden zu lassen? Eine solche Ueberlegung ist nicht nur auf idealisierenden Argumenten begründet. Studentische Kommissionen verspüren den Raum- und Saalmangel heute ebenso wie andere Vereine und Gruppen. Ausländische Studenten müssen in Wochenendlagern mit unseren Gepflogenheiten bekannt gemacht werden, wo doch abendliche Gespräche im ungezwungenen Rahmen den Zweck wahrscheinlich besser erfüllen würden. Auch Diskussionsgruppen wären von der unerbittlichen «Polizeistunde» in unseren Hochschulen befreit; der Abwart käme zu seiner verdienten Nachtruhe und trotzdem müsste man nicht viel Zeit damit verschwenden, in Zürcher Gaststätten nach freien Sitzungszimmern zu fahnden.
Aus solchen Ueberlegungen heraus hat sich besonders im letzten Jahr der Wunsch nach der Schaffung eines Studentenfoyers immer mehr zu verstärken begonnen und unter anderem in einer Motion von Prof. Dr. Schinz im Kantonsrat Niederschlag gefunden. Theatergruppen, Arbeitsgemeinschaften und studentische Kommissionen könnten dadurch eine neue Wirkungsstelle finden. Nicht länger müssten sich die Auslandstellen beider Hochschulen und andere studentischen Betreuungsgremien nach Lokalitäten umsehen, und der studentischen Exekutiven fiele es nicht länger schwer, eine Antwort auf die Frage zu finden, wo sie ihre ausländischen Gastdelegationen empfangen sollten.
Das Projekt für eine Studenten-Siedlung sieht unter Berücksichtigung der wirklichen Bedürfnisse denn auch die Erstellung einer Anzahl diesem Zwecke dienender Räumlichkeiten vor. Wenn aber auch die studentischen Administrationen auf dem Hönggerberg berechtigterweise ihren Einzug halten, wird bereits die Anzahl der Lokalitäten beschränkt. Und nicht zuletzt werden die Uni-Studenten einmal mehr das Gastrecht der ETH geniessen. Was lag nun näher, als die WOKO zu beauftragen, sich ebenfalls mit den Möglichkeiten der Schaffung eines solchen Zentrums, möglichst in Hochschulnähe, zu befassen. Und so fand eine Unterredung mit dem Zürcher Stadtpräsidenten statt, der leider trotz aller Sympathie für unser Anliegen kein Erfolg beschieden war. Hingegen liessen sich Verhandlungen mit einem privaten Unternehmer positiv an.
Da überraschte die Erziehungsdirektion im Herbst 1961 den Kleinen Studentenrat der Universität mit der Mitteilung, dass ein unbekannter Gönner einen recht ansehnlichen Betrag zur Errichtung eines Studentenfoyers in Aussicht gestellt habe. Leider dämpften aber die nachfolgenden Verhandlungen den begreiflicherweise grossen Optimismus, eine studentische Forderung unmittelbar verwirklicht zu sehen. Bereits waren zwar die wichtigsten betrieblichen Probleme erörtert worden, als sich die Notwendigkeit ergab, dass der Regierungsrat mit dem Stadtrat von Zürich über das in Aussicht genommene Projekt verhandelte. Zwischen Walcheturm und Stadthaus muss sich nun das Schicksal einer hoffnungsvollen studentischen Aktion entscheiden. Noch ist alles offen!
Die Studentenschaften glauben nach wie vor, dass ihre Wünsche berechtigt sind, und werden sich deshalb auch weiterhin für das Zustandekommen eines Foyers als Begegnungsstätte und Studentenclub einsetzen. Wie schön wäre es, wenn dieser Wunsch bald seine Verwirklichung fände, besonders auch deshalb, weil die Tage des Studentenheimes an der ETH im Rahmen der geplanten ETH-Erweiterung gezählt sind, das Schicksal des Neubaus aber noch nicht feststeht. Und nicht zuletzt wäre es eine schöne Geste, wenn die alma mater turicensis wenigstens teilweise das Gastrecht, das ihre Studenten an der Clausiusstrasse (dem alten Studentenheim der ETH) genossen haben, den Kommilitonen der Schwesterschule vergelten dürften.

Der Landesring — und die Studenten

In der Frühjahrssession 1961 kam im Nationalrat die Ausrichtung von **Stipendien an ausländische Studierende** in der Schweiz zur Behandlung, wofür ein Betrag von 9 Millionen Franken für 5 Jahre bewilligt wurde.

Der Zürcher Regierungspräsident und Erziehungsdirektor, Nationalrat **Dr. Walter König** (Landesring), stellte den Antrag, zugunsten der **Schweizer Studenten** ebenfalls 9 Millionen zu bewilligen. Man solle jetzt hier endlich einen weiteren Schritt vorwärts tun, um auch den eigenen Landsleuten das zukommen zu lassen, was uns für Ausländer billig erscheint.

Gottlieb Duttweiler bezeichnete die Vorlage als eine solche mit **grossen Worten und kleinen Zahlen** und ersuchte den Rat, den Antrag König zu unterstützen. Er selbst würde dann der Zahl 9 Millionen noch gerne eine Null angehängt sehen.

So setzt sich der Landesring für die Studenten ein. Grosse Worte nützen nichts, wenn die Taten nicht folgen. Dieser Landesringvorstoss wurde im Parlament sabotiert. Erst heute tagt es in den Köpfen. Kürzlich wurde ein Departementsentwurf für einen Verfassungsartikel über Stipendien veröffentlicht. An Stelle einer **sofortigen Aktion** wählte man den behaglichen, zeitraubenden Weg über den Departementsentwurf, Vernehmlassungsverfahren, Verfassungsrevision, Volksabstimmung, Gesetzgebung, Ausführungsbestimmungen und eventuell Verwirklichung. In einigen Jahren sind wir dann so weit. Spät kommt ihr, doch ihr kommt!

Landesring der Unabhängigen, Badenerstrasse 125 / Tel. 25 07 12

DER KLARE BLICK

Schweizer Kommentare für Freiheit, Gerechtigkeit und ein starkes Europa

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut (SOI)

Besonders die geistige Elite unseres Landes muss sich mehr denn je mit der Bedrohung aus dem Osten befassen. Was ist Kommunismus? Wie wirkt er sich aus? «DER KLARE BLICK» trägt Wesentliches bei, diese und ähnliche Fragen zu klären.

hier abtrennen

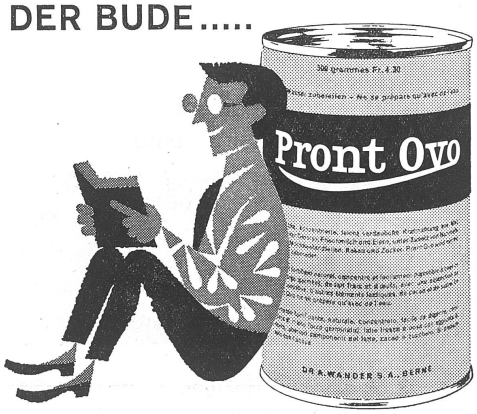
Ich wünsche während 1/4 **Jahr** das Wochenblatt «DER KLARE BLICK» **kostenlos** und **unverbindlich** zu erhalten.

Name: ..... Vorname: .....

Adresse: ..... Ort: .....

Einsenden an: PRO SOI, Bombachstrasse 26, Zürich 49.

AUF DER BUDE.....



rasch eine stärkende Erfrischung zuzubereiten, ist heute kein Problem mehr:

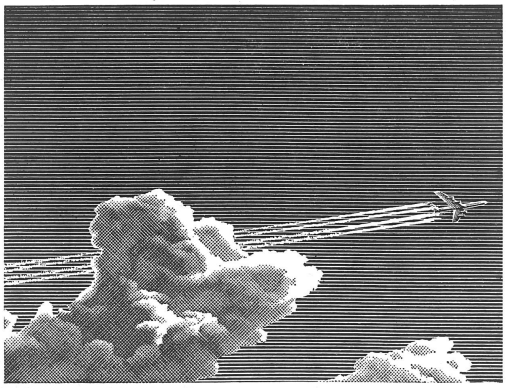
PRONT OVO

+ WASSER (kalt oder warm)

ergibt in wenigen Sekunden ein bekömmliches Getränk, sei es zum Frühstück, beim „Schanzen" oder als beruhigender Schlummertrunk.

Dr. A. Wander A.G. Bern

Flüge im Tempo der Erdumdrehung...



...scheinen bald im Bereich des Möglichen zu liegen. Bereits lassen sich dank den neuesten Düsenapparaten und den Verschiebungen der lokalen Zeiten grosse Distanzen in unwahrscheinlich kurzer Zeit zurücklegen.

Bis es so weit war, bedurfte es vieler und grosser Anstrengungen, und zwar nicht nur auf technischem Gebiet. Auch wirtschaftliche und kommerzielle Probleme, Finanzfragen usw. waren zu lösen. Hier wie bei der Auswertung der neuen Errungenschaften fällt der Bank oft eine wesentliche Rolle zu.

HABEN SIE SCHON DARAN GEDACHT, dass der Bankverein mit seiner Erfahrung und seiner zeitgemässen Organisation auch Ihnen wertvolle Dienste leisten kann? Sie gewinnen ebenfalls Zeit, wenn Sie Ihre Geldgeschäfte dem Fachmann anvertrauen. Er berät Sie bei Kapitalanlagen und leistet Ihnen eine ganze Reihe weiterer wertvoller Dienste, z. B. bei Steuerangelegenheiten. Auf Wunsch besorgt er auch eine eigentliche Vermögensverwaltung.

Schweizerischer Bankverein
Société de Banque Suisse
Zürich - am Paradeplatz

1872

USBGS

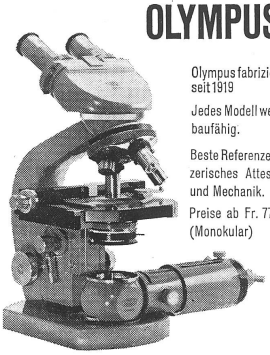
100 Jahre Erfahrung

Schweizerische Bankgesellschaft

Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15

Hochleistungs-Mikroskope

OLYMPUS «E»



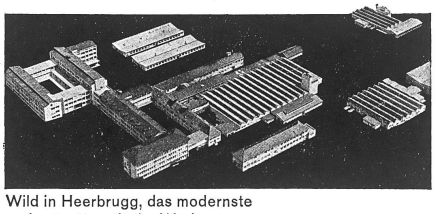
Olympus fabriziert Mikroskope seit 1919

Jedes Modell weitgehend ausbaufähig.

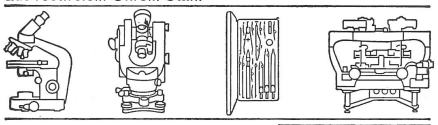
Beste Referenzen und schweizerisches Attest über Optik und Mechanik.

Preise ab Fr. 776.50 (Monokular)

Optische
und feinmechanische
Präzisions-Instrumente



Wild in Heerbrugg, das modernste und grösste optische Werk der Schweiz liefert in alle Welt: Vermessungsinstrumente, Fliegerkammern und Autographen für die Photogrammetrie, Forschungs-Mikroskope, Präzisions-Reisszeuge aus rostfreiem Chrom-Stahl



Prospekte und Offerten durch
Wild Heerbrugg AG., Heerbrugg/SG
Optische Werke

WILD
HEERBRUGG

1000 Zimmer

Originell und mutig zugleich ist die Zimmerpirsch der beiden Studenten. Für mangelnde Voraussicht und Grosszügigkeit aber zeugt der bestehende Zustand. Die Sozialdemokraten sind durch Taten für ihre Ueberzeugung eingestanden, dass jeder Mensch das Recht auf eine Unterkunft besitze, die ihm nicht nur Obdach, sondern auch persönliche Freiheit sichert. Widerstände aller Art überwindend, konnte durch unermüdliches Vorstossen in den Parlamenten und den Einsatz in den Baugenossenschaften unzähligen Familien ein modernes Heim gesichert werden. Genau gleich stehen die Zürcher Sozialdemokraten für eine rasche Lösung der Wohnbedürfnisse der Studenten ein. Mit der folgenden Motion hatten Nationalrat Otto Schütz und 38 sozialdemokratische Gemeinderäte den Stier an den Hörnern gepackt:

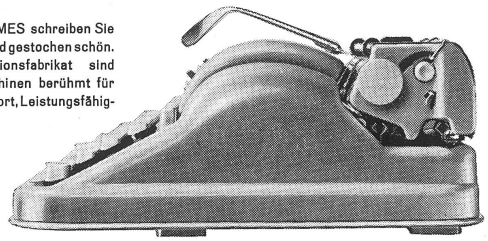
Um der Zimmernot und dem Mietzinswucher bei Einzelzimmern wirksam entgegenzutreten, wird der Stadtrat beauftragt, dem Gemeinderat unverzüglich eine Vorlage zu unterbreiten zwecks Erstellung von Häusern mit mindestens 1000 Einzelzimmern für alleinstehende Erwerbstätige und Studenten.

HERMES

Portable Modelle ab Fr. 265.—

Miete / Miete-Kauf / Teilzahlung

Auf einer eigenen HERMES schreiben Sie beschwingt, mühelos und gestochen schön. Als Schweizer-Präzisionsfabrikat sind HERMES-Schreibmaschinen berühmt für optimalen Schreibkomfort, Leistungsfähigkeit und langjährigen Strapaziergebrauch.



August Baggenstos ZÜRICH 1

Waisenhausstrasse 2 Laden: Uraniastrasse 7, bei der Urania Telefon 25 66 94

HHH

AG. Heinr. **Hatt-Haller**

Hoch- und Tiefbau Zürich

Ein Projekt in Altstetten

Anfangs Sommersemester bat ich die Leiterin der Zimmervermittlungsstelle, mir alle grösseren Angebote für Zimmervermietungen sofort telefonisch mitzuteilen. Auf Grund dieses Vorgehens sind von mir in den letzten 2 Monaten 11 Wohnungen und 3 Häuser geprüft worden, wovon allerdings nur ²/₃ zu günstigen Preisen weitervermietet wurden. Auf gleiche Weise erhielt ich Kenntnis von einem Neubau in Altstetten, der sich in der Folge als für die Studentenschaft besonders interessant erweisen sollte. Da es sich um einen Neubau handelt, lassen sich gewisse Probleme der studentischen Unterkunft an diesem Beispiel besonders gut aufzeigen, dies auch im Hinblick auf die zu errichtende Studentensiedlung auf dem Hönggerberg. Gleichzeitig möchte ich anhand von Aktennotizen einen Einblick in die Tätigkeit eines Wohnbaukommissions-Mitgliedes geben.

7. Mai, Zimmervermittlungsstelle: Offerte

Frau Altdorfer berichtet, dass eine Offerte für ein Apartmenthaus mit 42 Zimmern eingetroffen ist. Die Zimmer sind unmöbliert, haben einen eingebauten Schrank, Waschgelegenheit, Dusche und ein WC. Der Mietpreis beträgt 140 Franken (was für einen Studenten zu teuer ist). Die Liegenschaft ist auf 1. April 1963 bezugsbereit.

11. Mai, Architekt Hodler: Das Projekt

Das erste Gespräch mit Herrn Hodler ergibt, dass sich das Projekt nach seiner Anlage sehr für studentische Unterkunft eignet, die Kostenfrage jedoch von unserer Seite noch eingehend studiert werden muss. Bei dem Bauvorhaben handelt es sich um ein dreistöckiges Gebäude im Zentrum von Altstetten, welches von den Hochschulen aus in 25 Minuten erreicht werden kann. Diese Distanz muss leider heute in Kauf genommen werden und entspricht ungefähr dem Weg vom Zentrum auf den Hönggerberg. Aus den Plänen ist ersichtlich, dass alle drei Geschosse gleich angeordnet sind. Auf einer Etage befinden sich 12 Einzelzimmer und je zwei Einzimmer-Wohnungen. Der Ausbau ist sehr komfortabel projektiert, entspricht aber weitgehend unseren Wünschen, wie wir sie auch für die Studentensiedlung formuliert haben. Für die Installationen wird eine Dusche sehr begrüsst, auf das WC hingegen könnte verzichtet werden. Pro Geschoss müsste einer der Räume als Gemeinschaftsküche eingerichtet werden. Im Untergeschoss sind zwei grosse gewerbliche Räume vorgesehen, die von der Studentenschaft als Bastel-, Spiel- und Aufenthaltsräume verwendet werden könnten. Direkt neben das Haus soll eine Grün- und Sportanlage zu liegen kommen, die öffentlich zugänglich ist.
Herr Hodler ist Eigentümer dieser Liegenschaft. — Er würde Studenten als Untermieter sehr begrüssen. Einzig gegen die Mischung von Männlein und Weiblein äussert er gewisse Bedenken, da er als Eigentümer der Liegenschaft und Einwohner von Altstetten seinem Rufe Sorge tragen will. Das gleiche Angebot, das er der Studentenschaft gemacht hat, ist auch einer Reihe von Industriebetrieben unterbreitet worden. Diese wollen jedoch Gastarbeiter einquartieren, was von Herrn Hodler nicht gewünscht wird. Die vorgeschlagenen Mietpreise sind für studentische Verhältnisse viel zu hoch, und es müsste von der Wohnbaukommission noch untersucht werden, ob es irgendwelche Reduktionsmöglichkeiten gäbe. Ich vereinbarte mit Herrn Hodler eine gegenseitige Bedenkzeit von einer Woche.

14. Mai, Wohnbaukommission: Vorgehen

Ich orientiere die Mitglieder der Wohnbaukommission. Diese beschliessen prinzipiell, die Angelegenheit weiter zu verfolgen. Die Gründe hiezu sind: 1. Das Projekt ist in seiner Anlage für ein Studentenhaus ausserordentlich geeignet. 2. Bei einem Neubau lassen sich gewisse Versuche anstellen, die uns für den Hönggerberg wichtige Erfahrungen liefern können. 3. Ein erster Ueberblick über die Finanzierungsmöglichkeiten lässt eine Realisation denkbar erscheinen. Im weiteren Vorgehen sind es gerade die Finanzen, die als kritischer Punkt vorerst abgeklärt werden müssen. Meine Vergleichsberechnungen ergeben, dass sich die Mietpreise im üblichen Rahmen des Liegenschaftenhandels bewegen. Dies bedeutet, dass von seiten des Eigentümers keine wesentliche Reduktion zu erwarten ist. Kostensenkungen sind denkbar, indem zum Beispiel das Kellergeschoss an Gewerbetreibende weitervermietet würde oder während der Sommermonate ein Hotelbetrieb aufgezogen würde, der nach skandinavischem Beispiel Mehreinnahmen mit sich brächte. Im weiteren müsste untersucht werden, ob im Rahmen eines Versuchsbetriebes für die kommende Studentensiedlung von den entsprechenden Kapitalien nicht ein Zuschuss erhältlich wäre.

15. Mai, Studentenschaft

Ich unterbreite dem Präsidenten der beiden Studentenschaften das Projekt Altstetten. Diese genehmigen das bisherige Vorgehen und erklären sich bereit, bei den weiteren Verhandlungen vor allem auch in politischer Hinsicht behilflich zu sein.

16. Mai, Stadt Zürich: Finanzvorstand

Johannes Fulda, Präsident der Studentenschaft, und ich werden von Herrn Stadtrat Maurer zu einer äusserst konstruktiven Besprechung empfangen. Nach der Darlegung unseres Problemes rät uns Herr Stadtrat Maurer, auf einen Kauf der Liegenschaft zu tendieren, wobei er sich bereit erklärt, uns tatkräftig in unseren Bemühungen zu unterstützen.

17. Mai, VSS-Auslandamt: Hotelbetrieb

Ich richtete eine Anfrage an das VSS-Auslandamt, ob es bereit wäre, das Studentenhaus während den drei Sommermonaten als Hotel zu betreiben. Eine Hauptbedingung wäre, dass aus dem Hotelbetrieb eine Mehreinnahme von mindestens 30% resultieren würde. Diego Grünberg, Leiter des Reisebüros, teilt mir mit, dass auf Grund der zu erwartenden Besucherzahlen im Jahre 1963 ein Hotelbetrieb zu der von mir genannten Bedingung ausgelastet werden könnte.

18. Mai, Architekt Hodler: Zusage

Gleich zu Beginn der zweiten Besprechung mit Herrn Hodler zeigt sich, dass wir gegenüber der Industrie sehr gut im Rennen liegen. Wir Studenten müssen einen unheimlich guten Ruf haben. Die Anfrage, ob die Liegenschaft zu verkaufen wäre, wird von Herrn Hodler vorerst verneint. In einem spätern Zeitpunkt, das heisst in ca. zwei bis drei Jahren, wäre es jedoch denkbar. Auf mein Drängen hin macht er den Vorschlag, der Studentenschaft ein auf 5 Jahre befristetes Vorkaufsrecht einzuräumen. Zudem ist Herr Hodler bereit, während dem Bau uns ein sehr weitgehendes Mitspracherecht für die Installationen und verschiedensten Einrichtungen zu gewähren. Ich übernehme daher die Aufgabe, die nötigen architektonischen Aenderungen für den Betrieb eines Studentenheimes zu studieren. Gleichzeitig soll auch ein Vertragsentwurf vorbereitet werden.

21. Mai, Stadt Zürich: Liegenschaftenverwaltung

Herr Stadtrat Maurer stellte uns in seiner Besprechung die Mitarbeit seiner Liegenschaftenverwaltung in Aussicht. In einer ersten Sitzung werden die beiden Möglichkeiten Kauf oder Miete eingehend besprochen. Dabei zeigt es sich wiederum, dass ein Kauf, der von der Stadt getätigt werden könnte, für alle Teile viel interessanter wäre. Nach einer einmaligen Abschreibung würde das Haus wie die Predigergasse 13 an die Studentenschaft zu günstigen Bedingungen vermietet.

22. Mai, Architekt Hodler: Vertrag

Im Beisein von Balz Hatt, Präsident der Wohnbaukommission, wird in der dritten Besprechung mit Herrn Hodler ausschliesslich die Formulierung des Vertrages diskutiert. Es liegt ein erster Entwurf von Herrn Hodler vor. Der Vertrag soll auf 5 Jahre befristet werden. Bestandteile des Vertrages sind die Projektpläne und eine Beschreibung des Baues. Von unserer Seite würde eine Hausordnung beigesteuert, damit die Betriebsfrage auch schon im Vertrag enthalten wäre. Es wird nochmals die Frage des Kaufs erwogen. Herr Hodler wäre zu einem Verkauf bereit, wenn ihm Realersatz geboten würde. Wir vereinbaren, einen direkten Kontakt mit der Liegenschaftenverwaltung herzustellen. Auf Grund dieser Besprechung arbeitet Balz Hatt einen neuen Vertrag aus.

24. Mai, Wohnbaukommission: Möblierung

Walter Bachmann, Architekturstudent und Mitglied der Wohnbaukommission, übernimmt die Aufgabe, die Möblierungsfragen zu studieren. Vorerst sind einige Möblierungsvorschläge zu entwerfen. Auf Grund dieser Vorschläge ist dann eine Kostenberechnung anzustellen. Als dritte Aufgabe sind verschiedene Möbeltypen zu prüfen, wobei berücksichtigt werden soll, dass das Haus in Altstetten einen Versuchsbetrieb darstellt. Die Grundmöblierung für ein Studentenzimmer muss sich aus folgenden Einheiten zusammensetzen: 1 Bett, das am Tag als Sitzplatz dienen kann. Zu dieser Sitzgruppe gehört zudem ein kleiner Tisch und ein bequemer Stuhl. Eine zweite Gruppe bildet der Arbeitsplatz, der am Fenster liegen muss und aus einem grossen Tischblatt, einem Korpus für allerlei Utensilien und Akten und dem Arbeitsstuhl besteht. Zudem sind für jedes Zimmer 4 Meter Abstellfläche für Bücher, Radio und Liebhabereien vorzusehen. Der Wandschrank ist bereits eingebaut. Während der Hotelzeit muss es zudem möglich sein, ein zweites Bett einzubauen.

29. Mai, Architekt Hodler: Installationen

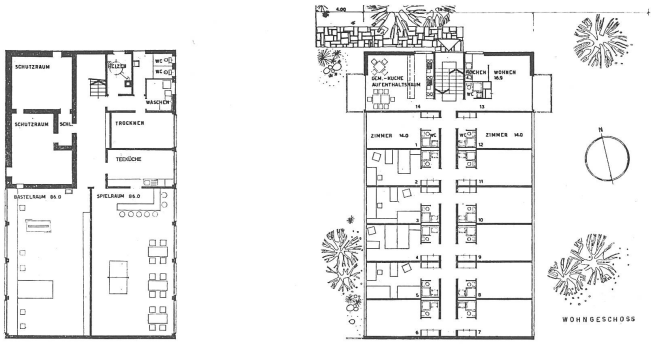
Herr Hodler räumte uns ein Mitspracherecht bei der Ausgestaltung des Studentenhauses ein. In diesem Rahmen fand heute eine Besprechung mit Herrn Gosteli, Installateur, über die technischen Einrichtungen statt. Lichtschalter, Lampen, Glockenanlage, Telefone und vor allem Anschlüsse für Gas, Starkstrom und Antennenanlagen wurden festgelegt. Um für alle Ansprüche gewappnet zu sein, sind in jedem Zimmer Radio- und Telefonanschluss möglich. Alle Gemeinschaftsräume sind zudem mit der Fernsehantenne verbunden.
Auch das Raumprogramm wird zugunsten des studentischen Verwendungszweckes abgeändert: Die eine Einzimmerwohnung wird in eine grosse Wohnküche verwandelt. Zwei Kochherde, individuelle Vorratskasten und Eisschrank dienen den kulinarischen Experimenten, und im anschliessenden Wohnraum kann dem Kommilitonen aus Mombaza das Jassen beigebracht werden. Als Nachschubbasis für die grossen Feste wird im Keller eine zusätzliche Teeküche eingerichtet. Die beiden Räume im Untergeschoss sollen als grosser Aufenthaltsraum mit Ping-Pong, Tonanlage und Bar bzw. als Werkstatt für Do-it-yourself-Fanatiker ausgestaltet werden.

1. Juni, Vertragsentwurf

Der Vertragsentwurf wurde Herrn Hodler und der Liegenschaftenverwaltung der Stadt Zürich zugestellt. Die Mietsumme beträgt Pauschal Fr. 75 000.— pro Jahr. Wir wollen die Zimmer möbliert für Fr. 110.— pro Monat weitervermieten. Bis dieses Ziel erreicht ist, muss noch an einige Türen geklopft werden, wobei wir hoffen, dass möglichst bald ein Kauf zustande kommt.

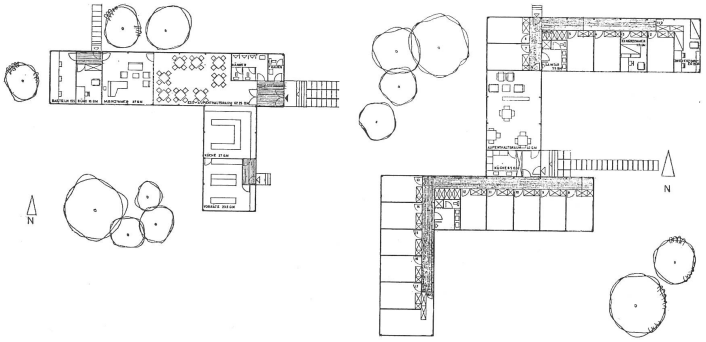
7. Juni, Liegenschaftenverwaltung: Kauf?

Es wird uns mitgeteilt, dass die Liegenschaftenverwaltung der Stadt Zürich mit Herrn Hodler direkte Kaufverhandlungen aufgenommen hat.
Seit der ersten Offerte ist nun genau ein Monat verflossen. Ich bin überzeugt, dass das Projekt im gleichen Sinne weitergedeiht. F. W.

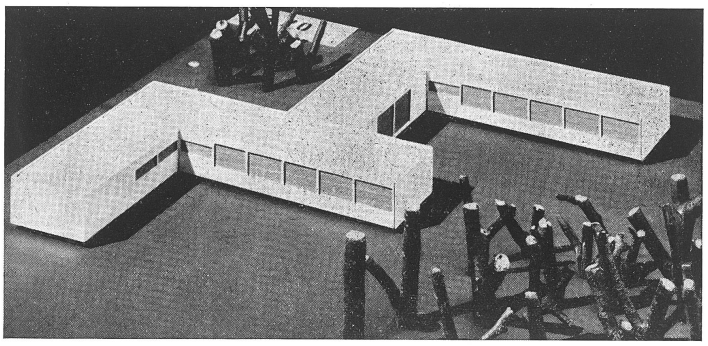


Grundriss Wohngeschoss und Kellergeschoss des Projektes Altstetten. Entwurf Architekt F. Hodler

Provisorische Studentenhäuser



Grundriss eines Gemeinschaftspavillons und eines Bettenpavillons.



Modell einer Wohngruppe für 20 Studenten, erstprämiiertes Projekt von M. Lüscher.

Wenn die Studenten am 1. April 1963 in Altstetten einziehen, sind wir auf der Suche nach Unterkunftsmöglichkeiten einen wesentlichen Schritt weitergekommen. Mit der Vermietung eines Neubaus wird ein neuer Lösungsweg aufgezeigt, und gleichzeitig erhalten wir ein Experimentierfeld, das uns wertvolle Erfahrungen für die zukünftige Studentensiedlung liefert.

Der immer grösser werdende Zimmermangel veranlasste die Wohnbaukommission, nach weiteren Mitteln für eine Soforthilfe zu suchen. Auf Anregung von Herrn Robert Winkler, Architekt in Zürich, untersuchte die Wohnbaukommission im Frühling 1959 die Möglichkeit, der steigenden Nachfrage nach Unterkunft mit schnell erstellbaren provisorischen Pavillons zu begegnen. Die Idee wurde allgemein begrüsst. Als Gegenargument wurde allerdings vorgebracht, dass es besser wäre, mit ganzer Energie das Projekt Hönggerberg zu fördern. Die sehr langsam voranschreitende Planung der Studentensiedlung und die Auseinandersetzung der ETH mit den Grundeigentümern auf dem Hönggerberg liessen jedoch die Idee des Provisoriums als noch dringlicher erscheinen.
In Zusammenarbeit mit der Abteilung für Architektur der ETH konnte die Lignum (Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für das Holz) für die Durchführung eines Ferienwettbewerbes unter den Architekturstudenten gewonnen werden, wobei die Projektierung einer provisorischen Wohnanlage für 100 Studenten als Aufgabe gestellt wurde. Das Wettbewerbsprogramm ist von Prof. A. Roth, Vorstand der Abtlg. I, und der Planungsgruppe der Wohnbaukommission aufgestellt worden und umfasste folgende Bauten:

5 Bettenpavillons für je 20 Studenten mit Gemeinschaftsraum und Küche.

1 Gemeinschaftspavillon mit Kantine, Spiel- und Basteläumen und einer Abwartwohnung.

Dabei wurde verlangt, dass die Konstruktion so gestaltet werde, dass die Pavillons gegebenenfalls abgebrochen und an anderer Stelle wieder errichtet werden können.
Die Jury, bestehend aus Prof. A. Roth, Prof. W. M. Moser, Prof. K. Hofacher, Herrn H. Jörg und Herrn R. Winkler, hat im Winter 1959 das Projekt von Max Lüscher, 5. Semester, mit dem ersten Preis ausgezeichnet.

Für die Landfrage nahm die Wohnbaukommission mit dem Kantonsbaumeister und der Liegenschaftenverwaltung der Stadt Zürich Kontakt auf. Den Landbedarf errechneten wir auf ca. 5000 m² und hofften, im Gebiet der Allmend Fluntern neben der Hochschulsportanlage das nötige Terrain zu bekommen. Dabei war vorgesehen, das Land im Baurecht auf 10 Jahre abzutreten. Da in der Schweiz noch keine grösseren Studentenheime bestehen, wäre diese provisorische Anlage sehr dafür geeignet, Erfahrungen für die künftige Studentensiedlung zu liefern. Eine eingehende Diskussion im Rahmen der Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen zeigte deutlich, dass besonders die ganzen Betriebsfragen für die Studentensiedlung noch völlig ungeklärt sind und praktisch nur am lebenden Beispiel erprobt werden können. Es muss dringend davor gewarnt werden, irgendwelche ausländische Systeme zu übernehmen, da uns sonst dasselbe Los widerfahren könnte wie den Franzosen, bei denen Hunderte von Küchen unbenützt bleiben.

Die Behörden sind unseren Ideen gegenüber sehr positiv eingestellt. Im Laufe des Jahres 1960 trat jedoch durch das Mitwirken der Stadt Zürich eine Wendung ein, welche die Pavillonprojekte in den Hintergrund treten liess. Durch die Vermietung der städtischen Liegenschaft Predigergasse 13 wurde ein neuer Weg aufgezeigt, um erstens die Soforthilfe zu fördern und zweitens Versuchsbetriebe im Hinblick auf die Studentensiedlung aufzuziehen. Diese Bemühungen sollen im Projekt Altstetten in einem Neubau — dies wiederum mit Unterstützung der Stadt Zürich — weitergeführt werden.

Wir möchten trotzdem die Möglichkeit der provisorischen Pavillons nicht aus den Augen verlieren, und es wäre zu prüfen, ob eine solche Anlage nicht schon nächstes Jahr auf einer der staatlichen Landreserven, die dem späteren Ausbau der Hochschule dienen, erstellt werden könnte. Gewisse Projekte sollen ja erst in 10 bis 12 Jahren in Angriff genommen werden.

Wir lernen vom Ausland

Wir lernen vom Ausland

Dass das Problem der Studentenunterkunft keineswegs neu war, erweisen schon die ersten Sondierungen über Studenten-Siedlungen. Interessant aber mögen die verschiedenen Konzeptionen sein, die nachfolgend an vier Beispielen eine kurze Erläuterung erfahren sollen:

Frankreich

In Frankreich ist das Problem der Konzentration von Studenten auf einzelne Hochschulstädte und das damit verbundene Logierproblem nicht neu, ganz abgesehen von einer recht grossen Zahl Ausländer, für die ein Frankreich-Semester ganz besondere Anziehungskraft besitzt. Interessant erscheinen jedoch weniger die baulichen Lösungen zur Unterbringung der Studenten als vielmehr die Entwicklung des Begriffs «der Student in der Gemeinschaft» und die sich daraus ergebenden Folgerungen.

Bereits nach 1920 wurde in Paris der Bau der «Cité universitaire» in Angriff genommen, wobei unter Einbezug der nationalen, baulichen und folkloristischen Eigenarten verschiedene Nationen ihre Studentenheime bauten. Diese Heime wurden zu einer eigentlichen Stadt zusammengefasst, wobei Gemeinschaftszentren, Sportplätze usw. als die siedlungsfördernden Elemente gedacht waren. Der damaligen Zeit und der damit bedingten Auffassung über den angehenden Akademiker entsprechend, wurde die mit grosser Begeisterung getragene Idee der Cité universitaire realisiert.

Nicht sehr viel später tauchten jedoch Faktoren auf, die das schöne Werk bald nur noch zur Schlafstätte zu erniedrigen drohten. Vor allem war das «akademische Standesbewusstsein» modernen Ideen gewichen und damit die früher beabsichtigte Isolation der Studenten untragbar geworden. Abgesehen von weiteren Fehlüberlegungen, dürfte das wohl die Hauptursache dafür gewesen sein, dass in Paris und ganz Frankreich auf dem Gebiete der Studentenunterkunft neue Wege gesucht wurden, die weitgehend von sozialpolitischen Ueberlegungen bestimmt sind. Waren früher die Studenten als eine geschlossene Gemeinschaft betrachtet worden, so diskutierte man in den Nachkriegsjahren über den Platz, den der Student im Gemeinschaftsleben einzunehmen habe. Immer mehr setzte sich die Idee durch, dass der Student ein «jeune travailleur» sei, der sich vom Lehrling nur durch die intellektuelle statt manuelle Arbeit unterscheidet. So wurden bis vor kurzem überhaupt keine Studentenheime und noch viel weniger Studentensiedlungen gebaut. Es gab nur Häuser für junge Leute, wobei zwar betreuungsmässig auf das Alter Rücksicht genommen wurde, nicht aber auf die berufliche Tätigkeit. Dass eine solche Gleichsetzung und Vermischung zwar eine beabsichtigte horizontale Integrierung des Studenten in die übrige Gemeinschaft mit sich brachte, lässt sich nicht bestreiten. Daneben wurden aber Grundsätze vernachlässigt, die gerade bei entsprechenden Neubauten für den Architekten massgebend sind. Dies gehört zu den grossen Vorwürfen, die dem französischen System gemacht werden müssen. Denn letztlich ist es nicht gleich, ob ein Raum im Falle des Lehrlings nur als Schlafstätte benützt wird oder ob er auch vorwiegend als Arbeitsort zu dienen hat. In neuester Zeit darf allerdings festgestellt werden, dass die Erkenntnis des Unterschiedes zwischen Lehrling und Student durchzudringen scheint, womit in Frankreich eine neue Periode des Studentenheim-Baues anbrechen dürfte.

Die bestehenden französischen Studentensiedlungen neuerer Zeit sind in architektonischer wie in betrieblicher Hinsicht wenig erwähnenswert. Eindrücklich hingegen demonstriert die Cité universitaire von Antony bei Paris, dass zu grosse Cités, in diesem Falle mit 3000 Bewohnern, zu einem reinen Verpflegungs- und Unterkunftskamp degradiert werden und gerade die so nachhaltig stipulierte Gemeinschaftsbildung verunmöglichen.

England

Bei der Projektierung einer zürcherischen Studentensiedlung mögen die englischen Verhältnisse wenig entscheidende Einflüsse haben. Nicht nur, dass die Lebensgewohnheiten den schweizerischen wenig entsprechen — auch das Schulsystem bringt völlig andere Voraussetzungen. So findet man in England zum Beispiel keine eigentlichen Studentensiedlungen. Der Student, der sich schon oft in der Mittelschulzeit an ein eigentliches Internatsleben gewöhnt hat, findet seine Unterkunft vorwiegend in besonderen Studentenwohnheimen. Die Höchstzahl überschreitet selten 200, womit für ein Gemeinschaftsleben recht günstige Bedingungen geschaffen sind. Interessant im englischen System scheint jedoch vor allem das Tutorensystem. Als Tutor wird der Beistand bezeichnet, der den Studenten der unteren Semester im Sinne der Studienberatung hilft und eine gewisse Aufsicht ausübt. Obwohl der Tutor über diese Beistandsaufgabe hinaus keine eigentliche gemeinschaftsbildende Funktion hat, ist er es gerade, der durch die Vermittlung selbstgemachter Erfahrungen eine Tradition fortsetzt, die weit über die reine Studienberatung hinausgeht. Dass das Tutorensystem einen hierarchischen Charakter trägt, muss allerdings in letzter Konsequenz ebenfalls in der Gemeinschaftsbildung resultieren, selbst wenn diese nur in Form eines Vorgesetztenverhältnisses bestehen sollte.

Dänemark

Wenn bei den Beispielen von Frankreich und England das Problem der Gemeinschaft dominiert, so entsprechen die Studenten-Siedlungen der skandinavischen Länder mehr unseren eigenen Vorstellungen. Es sei hier willkürlich Dänemark als drittes Beispiel herausgegriffen.

Schon der Umstand, dass man in Dänemark zuerst daran gegangen ist, einem Unterkunftsproblem Abhilfe zu schaffen, und sich nicht erst in philosophisch-sozialen Theorien verlor, bringt es mit sich, dass dessen Studentenheime unkomplizierte Zweckbauten sind. Das Augenmerk ist auf Nützlichkeit und Notwendigkeit in der Gestaltung und Einrichtung gerichtet. Trotzdem wird auch hier ein grosser Komfort erreicht. Obwohl das Gemeinschaftsleben nicht aufdringlich herbeigeführt werden soll, sorgt unmerklich die innere Anordnung für die Möglichkeit des gemeinsamen Kontaktes, besonders da die meisten Siedlungsbewohner in irgendeiner Form selbst in der Verwaltung der Gebäude tätig sind. Dies als gewählte Hausvorstände oder als eigentliche Werkstudenten für Unterhalts- und Reinigungsarbeiten. Neben dem Vorteil der studentischen Selbstverwaltung dürften es zwei weitere Punkte sein, die auch in Zürich Anwendung finden könnten. So sind in Dänemark alle Studentensiedlungen durch private Stiftungen finanziert, wobei die Kapitalien keine Verzinsung erfahren. Die Mieten und andere Nebeneinnahmen können deshalb vollumfänglich für Betrieb und Unterhalt verwendet werden. Recht originell werden auch die Mittel für Neubauten beschafft, indem die Zimmer zum Erstellungspreis an «Kantone» verkauft werden, die dann ihrerseits «Kantonsbürger» in diesen Räumen unterbringen können. Da die Mietpreise für Studenten recht tief angesetzt sind, werden die Heime während der Sommermonate als Fremdenhotels betrieben, in welcher Form sie sich grosser Beliebtheit erfreuen. Ausserdem erhalten viele Studenten in ihren Ferien eine Verdienstmöglichkeit im Hotelfach. Interessant ist auch die betriebliche Seite, indem die Einnahmen aus 2 bis 3 Monaten Hotelbetrieb höher liegen als die aus den Mietzinseinnahmen während der Semestermonate.

Deutschland

Für Deutschland scheint es erstaunlich, dass eigentliche Studentensiedlungen nur in Berlin anzutreffen sind. Zwar herrscht eine recht grosse Tätigkeit im Bau von Studentenwohnheimen (in Anlehnung an den Düsseldorfer Wohnheimplan von 1958), doch übersteigen die Bewohnerzahlen, ähnlich wie in England, recht selten die 200er Grenze. Die Aufgabe der Gemeinschaftsbildung wird auch in Deutschland berücksichtigt und ist unter anderem in der «Göttinger Definition» von 1953 enthalten. Die spezifischen Probleme eines eigentlichen Studentendorfes stehen jedoch weniger im Vordergrund.

In Berlin hingegen können eigentliche Parallelen zu Zürich gezogen werden, mit dem Unterschied, dass Berlin bereits vier Studentensiedlungen besitzt, von denen die grösste im Augenblick 630 Betten zählt. Im Gegensatz zu Skandinavien aber handelt es sich hier, ganz abgesehen von der besonderen politischen Situation Berlins, um Bauten der öffentlichen Hand, die auch für eventuelle Betriebsdefizite aufkommt. Lediglich 10% der Gesamtherstellungskosten müssen vom Heimträger als Eigenleistung beigetragen werden. Nicht sehr entwickelt hat sich deshalb in Berlin der Gedanke des Hotelbetriebes, da ohnehin ein Grossteil der Siedlungsbewohner durch politische Umstände zu einem ganzjährigen Aufenthalt im Heim gezwungen ist.

Für die Planung in Zürich erwiesen sich die Berliner Erfahrungen besonders wertvoll. Neben den finanziellen Vergleichen der Aufwendungen, Betriebskosten usw. werden recht viele Einzelheiten, von der Benutzung und Gestaltung der Gemeinschaftsräume bis zur Art der sanitären Installationen, im guten oder verbesserten Sinne verwertet werden können, während vor allem die Beispiele Skandinaviens in architektonischer Hinsicht interessante Anregungen bieten.

Zur Idee einer Studentensiedlung

Wir brauchen in Zürich eine Studenten-Siedlung!

Mehr als 50% aller Studierenden in der Limmatstadt sind auf fremde Unterkünfte angewiesen. Viele strapazieren ihr Monatsbudget aufs äusserste, um den verlangten Mietpreis entrichten zu können. Und das zu einem Zeitpunkt, in dem nicht nur 300 geflüchtete ungarische Kommilitonen untergebracht werden mussten, sondern auch kinderreiche Jahrgänge das Hochschulalter erreichen und sich aus den ständig wachsenden Bedürfnissen der Industrie und Wirtschaft der Ruf nach einer grösseren Rekrutierungsbasis für das Hochschulstudium immer mehr verstärkt. Was bleibt somit übrig, als nach einer langfristigen Möglichkeit zu suchen, um dem brennend werdenden Problem Abhilfe zu schaffen? Bereits hatte man im Ausland schon ähnliche Sorgen gehabt, und die Idee des Baues einer Studentensiedlung als grosszügiger Ausweg ist keineswegs neu. Offen hingegen bleibt das **Wie** — sind doch die bereits verwirklichten Lösungen recht verschiedener Art. Auch stellen sich für Zürich ganz spezifische Probleme, die zu komplex sind, als dass man sich auf das Architektonische und Finanzielle beschränken könnte. Es betrifft dies vor allem soziologische Ueberlegungen, die jedem Projekt, welches in grösserem Rahmen angelegt ist, zugrunde liegen müssen.

Als rationellste Lösung würde sich vorerst wohl der Bau von Studentenheimen als reinen Schlaf- und Verpflegungsstätten aufdrängen, wobei der Bau eines Hochhauses am zweckmässigsten wäre. Damit würde aber eine Art von Studentenhotel verwirklicht, das ausser einer komfortablen Unterkunft nichts von dem enthalten würde, was von der Studentensiedlung in verschiedenster Hinsicht gefordert werden muss. Mit der Planung neuer Unterkünfte sollte nämlich insbesondere der Gemeinschaftsgedanke eine weitgehende Förderung und Realisierung erfahren, sind doch berufene Stimmen laut geworden, die vor einer zunehmenden Isolierung warnen. Das gesteigerte Spezialistentum bringt es mit sich, dass die Idee der Wiedereinführung des studium generale neue und starke Impulse erhält. Schon lange gibt auch die Kontaktarmut der Studenten unter sich und im Verhältnis mit Dozenten zu besorgten Betrachtungen Anlass. Einem solchen Zustand abzuhelfen war deshalb die Leitidee für alle Projektierungen.

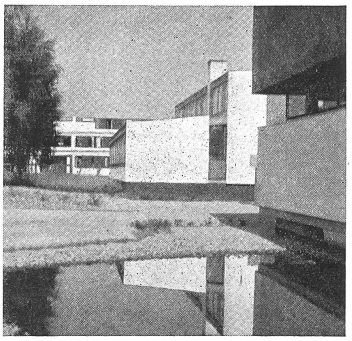
Gemeinsame Räume als Orte der Begegnung können in dieser Hinsicht grosse Dienste leisten. Der eigentliche Heimgedanke lebt wieder auf. Die Form eines Studentendorfes kann diesen Anforderungen Rechnung tragen, indem auch hier einzelne Häuser ihre eigentliche Heimkonzeption behalten, der gemeinschaftliche Charakter aber zweckmässig erweitert werden kann.

Auf den zukünftigen Bewohner bezogen, drängt sich als Folge des Gemeinschaftsgedankens die Diskussion: «Individuum — Kollektiv» in den Vordergrund. Bei Respektierung gerade schweizerischer Eigenarten und unter Wahrung der vollen Autonomie des Individuums muss sich bei allen persönlichen Freiheiten des einzelnen eine gesunde Gemeinschaft ermöglichen lassen. Es trifft zwar zu, dass gerade der Student in seiner Entwicklungsstufe mit gewaltigen Materien und Unmengen von Material in Verbindung kommt. Vieles wird er in Seminarien und in Diskussionen mit Kommilitonen verarbeiten können. Um seine eigene Meinung aber bilden zu können, muss er sich immer wieder in seine vier Wände zurückziehen, um mit sich selbst «ins reine» zu kommen. Dazu gesellt sich die grosse Verschiedenheit der Lernweise. Während die einen im Gemeinschaftswerk in neue Gebiete eindringen und sich vertiefen, büffeln sich andere in ihrer Klause durch Stösse von Büchern, und auch die Arbeitszeiten pflegen die ganze Zeitspanne des Tageslaufes zu umfassen. Als Konsequenz derartiger Ueberlegungen muss es sich deshalb unweigerlich ergeben, dass jedem Studenten als Ausgangspunkt seiner Lebensgestaltung eine eigene Zelle geschaffen wird, in der er jederzeit seine Intimität finden kann. Sobald er aber diese Zelle verlässt, ist der Moment zur Kontaktnahme gekommen. Nachbarschaften sollen dabei weiter führen, als dass man nur den gleichen Trakt bewohnt oder gemeinsam das Haus verlässt oder betritt. Findet ein Kontakt statt, so soll er sich nicht auf reines Fachsimpeln beschränken. Vielmehr muss eine gewollte Mischung von ETH- und Uni-Studenten aller Abteilungen und Fakultäten zu wertvollem Meinungsaustausch und zu nützlichen Beziehungen führen. Ausländer sollen ebenfalls, wenn auch unter Berücksichtigung ihrer nationalen Eigenart, unter solche Gruppen verteilt werden. Gerade Kommilitonen aus fremden Ländern kommen meist nicht nur wegen unserer Hochschulen nach Zürich. Neben einem Haufen an Wissen sollen sie auch ein Bild über unsere nähere und weitere Heimat nach Hause nehmen können. Dies ist besonders heutzutage wichtig, wo sonst meist theoretisch vom Oeffnen der Grenzen und vom gegenseitigen Verstehen gesprochen wird. Hier könnte die Studentensiedlung einem weiteren nicht unbedeutenden Zweck dienen. Und auch uns Schweizern könnte ein solcher Kontakt, verbunden mit der Einsicht, dass unser Land nicht unbedingt am Nabel der Welt liegt, ganz nützlich sein.

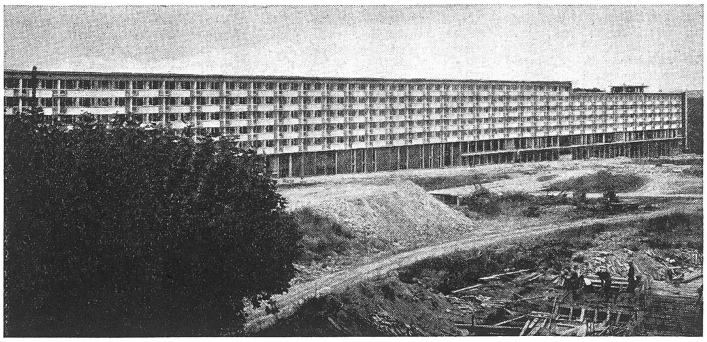
Allerdings dürfte es notwendig werden, solche Wohngruppen auf eine gewisse Anzahl Studenten zu beschränken, wobei sich gerade auf Grund ausländischer Erfahrungen gezeigt hat, dass bei der Zusammenfassung von mehr als 12 Studenten der «familiäre» Charakter einer Wohngemeinschaft verloren geht. Auch die Gemeinschaftsräume dürften für eine derartige Grössenordnung am ehesten ihren Zweck erfüllen. Diskussionsgruppen, Arbeitsgemeinschaften und Sportteams ergeben daneben genügend Möglichkeiten zur Bildung weiterer, reiner Interessengemeinschaften. Drängt sich aber schon die Beschränkung auf Wohnungsgruppen auf, so ist umso mehr auch auf die Limitierung der Gesamtzahl der Siedlungsbewohner zu achten. Geht man von der Tatsache aus, dass es lediglich immer wieder das Haus sein wird, das den Menschen formt, so dürfte bei der Anzahl von 1000 Studenten ein Maximum erreicht sein, bei dem sich ein einheitlicher (nicht aber uniformer) Charakter noch wahren lässt. Wie rasch könnte es ohne eine solche Begrenzung doch geschehen, dass die Siedlungsbewohner bald zu einer Masse werden, die neben dem Merkmal Student wohl nur noch wenig gemein haben. Um einer solchen amorphen Gesellschaftsgruppe über ihre Unterkunftsprobleme hinwegzuhelfen, würde das eingangs erwähnte Studentenhotel genügen; diese Lösung ist aber aus ersichtlichen Gründen wenn immer möglich zu vermeiden.

Soweit also einige Gedanken, die besonders das höhere Ziel einer Siedlung zeigen sollen. Unzählig sind aber die noch verbleibenden Probleme. So zum Beispiel die Frage nach der Unterbringung von Studentenehepaaren, die heute keine Seltenheit mehr darstellen. Auch in dieser Hinsicht wird die Siedlung die betreffenden Bedürfnisse zu berücksichtigen haben. Und wie soll nun die Frage des Zusammenwohnens weiblicher und männlicher Kommilitonen entschieden werden? Darüber lange zu diskutieren dürfte müssig sein, wird es sich doch abgesehen von den organisatorischen Fragen um persönliche Bereiche der Ordnung und Erziehung handeln. Zwar dürfte eine allgemeine Hausordnung unerlässlich sein. Doch kann es ausser der Zusammenführung zur Gemeinschaft nicht im Sinne der Siedlung liegen, auch noch eine «Erziehungsanstalt» zu verkörpern. Selbst bei der Einführung eines abgeänderten Tutorensystems, mit dem sich die Frage eines vermehrten Kontaktes zwischen Studenten und Dozenten prüfen liesse, wird es immer darum gehen, die Freiheit des einzelnen zu wahren. Gerade in dieser Hinsicht wird das vorgesehene Siedlungsparlament seine Aufgaben finden müssen, als ein Resultat der Verbindung organisatorischer Notwendigkeiten und individueller Rechte die Idee der «Demokratie im Kleinen» zu verwirklichen. Es wird letztlich an den Bewohnern selbst und ihrem Parlament liegen, den Geist der Siedlung zu prägen; dem Architekten bleibt lediglich die Aufgabe, bei der baulichen Projektierung gewissermassen als soziologischer Regisseur zu wirken.

Studentensiedlung Schlachtensee, Berlin. 700 Studenten. Der Ausschnitt lässt deutlich die Struktur nach Gruppen und Wohngemeinschaften erkennen.



Studentensiedlung Antony, Paris. 2000 Studenten. Beispiel einer überdimensionierten Anlage ohne Gliederung. Foto Werk

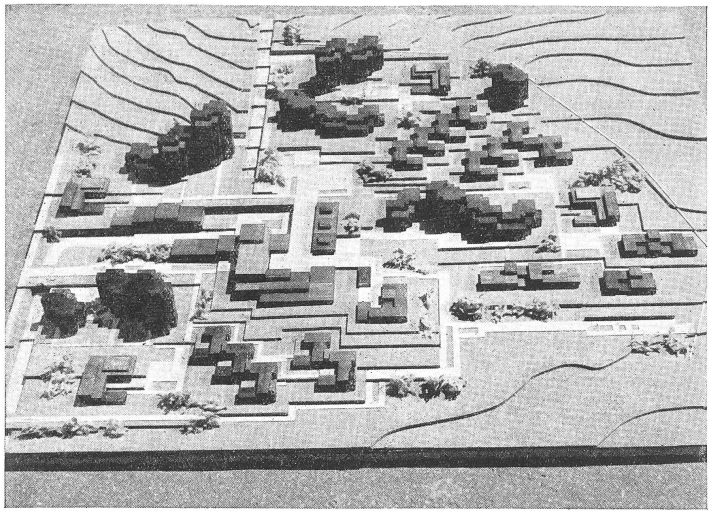


Literaturverzeichnis — Allgemein:

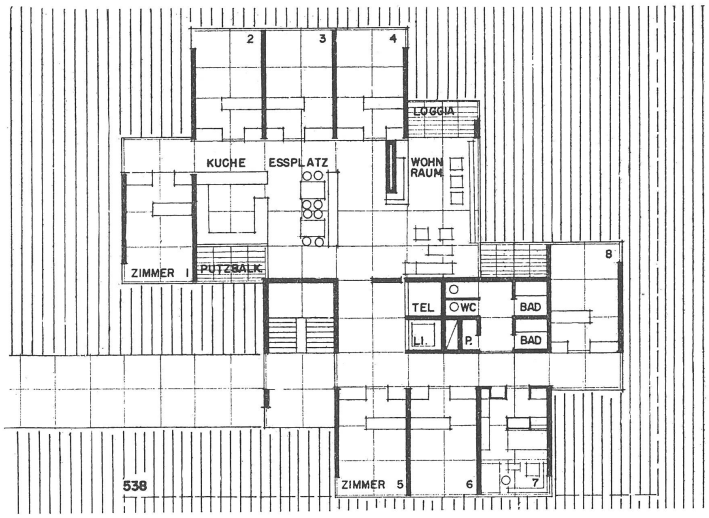
Aalto, Sirén: Die Studentenstadt Otaniemi. (Werk, November 1959)
Bailleul: Habitation pour étudiants, Chachan France. (Architecture d'aujourd'hui No. 66)
Beaudouin: Résidence universitaire d'Antony. (Architecture d'aujourd'hui No. 53)
Bernard: Cité Universitaire Caen, France. (Architecture d'aujourd'hui No. 53)
Brener: Dormitory Vassal College, New York. (Architectural Record 1958)
Debbio: Casa dello studente a Roma. (L'architettura, Juli 1961)
Eckert: Internationales Studentenhaus München. (Bauen und Wohnen, Januar 1957)
Foner: Sonderheft Studentenheime. (Architektur Wettbewerbe, Mai 1960)
Mensa der Cité Universitaire, Paris. (Architecture d'aujourd'hui No. 53)
Die Mensa der Freien Universität Berlin. (Bauen und Wohnen, Juli 1957)
Fleury: Studentenhaus Wymilwood, Toronto. (Werk, August 1953)
Hatt: Studenten-Wohnprobleme in der Schweiz und im Ausland (Werk, September 1961)
Heigert: Stätten der Jugend. (Juventa-Verlag, München)
Hummler: Expertenbericht zur Förderung des akademischen und technischen Nachwuchses. (Hefte des Delegierten für Arbeitsbeschaffung, Frühjahr 1959)
Langer: Student Village, Göttingen (Interbild, September 1961)
Levi: Studentensiedlung Sao Paulo. (Werk, August 1953)
Mureira: Cité Universitaire de Rio de Janeiro. (Architecture d'aujourd'hui No. 53)
Rudolph: Alloggi per studenti sposati a Yale. (L'architettura, Juli 1961)
Saarinen: Studentenhäuser der Yale Universität. (Werk September 1961)
Sheppard: Student's Hostel, Princess Gardens, London (Architectural Review, Dezember 1961)

Die Studentensiedlung Hönggerberg

Projekt für eine Studentensiedlung auf dem Hönggerberg. Mehrgeschossige Gebäude für Ledige. Flachbauten für Verheiratete und Dozenten. In der Mitte das Gemeinschaftszentrum. Projekt Kapp.



Wohngruppe für Ledige mit 8 Einerzimmern, zentralem Wohnraum und Küche. Projekt Kapp.



Lang ist der Weg auf den Hönggerberg, wo dereinst die Studentensiedlung in Verbindung mit der Aussenstation der ETH erbaut werden soll, lang im doppelten Sinn. In den ersten Jahren, nachdem die Idee der Siedlung Fuss gefasst hatte, wurden vor allem Bedenken gegen den abgelegenen Standort geäussert. Man befürchtete, dass die Studenten nur ungern 5 Kilometer vom Zentrum entfernt eine Unterkunft beziehen würden. Mit dem Autobus würde die Fahrzeit, von Verkehrsstockungen abgesehen, 15 Minuten betragen. Inzwischen aber haben sehr viele Studenten lernen müssen, vier- bis fünfmal so lange Wege auf sich zu nehmen, und diese Verhältnisse werden sich noch verschlimmern. Daher fragt man sich seit einiger Zeit, wie lange es eigentlich noch geht, bis diese Siedlung Wirklichkeit wird, von der man sich so viel erhofft. In diesem Bericht soll gezeigt werden, wo wir heute auf dem steinigen Weg zur Realisierung der Studentensiedlung stehen und ob überhaupt ein Ende abzusehen ist.

Die Aussenstation

Nach den Vorbildern von Helsinki, Stockholm und Oslo entschloss sich der schweizerische Schulrat in Verbindung mit dem Bundesrat im Frühling 1959, Teile der ETH aus der Bedrängnis der Stadt zu lösen und auf das Hochplateau von Höngg zu verlegen. Dabei soll der stolze Semperbau über der Altstadt weiterhin Zentrum der weitverzweigten Abteilungen und Institute bleiben. Es ist vorgesehen, auf dem Hönggerberg im Laufe der nächsten 30 Jahre die Abteilungen für Physik, Architektur, Land- und Forstwirtschaft, Biologie und die Institute für Erd- und Wasserbau zu erstellen. Für uns besonders wichtig ist, dass bei der Festlegung des Grundstückbedarfes Studentenhäuser und eine Mensa miteinbezogen wurden, die nach der Physik die zweite Dringlichkeitsstufe erhielten. Man rechnete damals damit, bis im Jahre 1962 mit dem Bau beginnen zu können. Dem war jedoch nicht so, weil ein unseliger Streit darüber anhob, ob einer Genossenschaft für sozialen Wohnungsbau ebenfalls Ansprüche an den Hönggerberg zuständen. Daraus entstand ein höchst demokratisches Spiel mit vorwiegend politischem Kulissenschieben. Doch das Dickicht hat sich mit drei Jahren Verspätung glücklicherweise gelichtet. Bereits konnte die Physik in Angriff genommen werden; die Studentensiedlung jedoch befindet sich noch immer im Projektstadium.

Warum Studentensiedlung?

In der Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung wird das Projekt mit dem Ausdruck «Bau von Studentenhäusern mit Mensa» umschrieben. Die Studentenschaft als Initiantin des Baugedankens nennt es jedoch die Studentensiedlung. Der Unterschied ist deutlich: Die Behörden sahen eine soziale Aufgabe, die mit nötiger Sorgfalt und technischen Mitteln befriedigend gelöst werden kann. Wir aber wollen noch etwas darüber hinaus.

Die Studentensiedlung ist eine Stätte der freien Begegnung

Sie soll den Rahmen bilden für eine Kontaktnahme im weitesten Sinne, sie soll die Möglichkeit schaffen für eine reichhaltige Konfrontation mit der Umwelt. Dieses Postulat schliesst in sich, dass gleichzeitig der Rückzug aus der Oeffentlichkeit in die Einsamkeit, zur Sammlung und Verarbeitung, gegeben werden muss.

Auf dieser Basis ist der Gedanke der Studentensiedlung in den letzten Jahren immer mehr ausgebaut worden. Die Hauptarbeit wurde von den Architekturstudenten geleistet, die unter der Leitung von Prof. Dr. W. M. Moser und Prof. P. Wahltenspuhl einige Dutzend Projekte ausarbeiteten. Ferner wurde dieses Aufgabe auch im Diplom des Sommersemesters 1961 gestellt. So konnten verschiedene Möglichkeiten der räumlichen Gestaltung gegeneinander abgewogen werden. Auf das Raumprogramm und dessen Strukturierung werde ich etwas später zurückkommen.

Eine Kommission

Ein weiterer Schritt zur Realisierung war die «Beratende Kommission für die Behandlung von Fragen betreffend die Studentensiedlung Hönggerberg», die vom Schweizerischen Schulrat am 11. Juni 1960 ins Leben gerufen wurde und sich aus Vertretern aller an der Studentensiedlung interessierten Kreise zusammensetzte: Behörden von Bund, Kanton und Stadt, Fachverbände, Ehemaligenorganisationen, Lehrkörper und Studentenschaft. Abzuklären waren die Rechtslage und Finanzierung des Vorhabens und die betriebliche und architektonische Gestaltung. Als Rechtsträger wird eine privatrechtliche Stiftung empfohlen, da diese die grösste organisatorische Bewegungsfreiheit zulässt. Der Stiftungsrat würde vorwiegend aus den Donatoren gebildet. Wir wünschten, dass in der Betriebskommission die Studenten stark vertreten sind.

Auf Grund der von der WOKO (Wohnbaukommission) im Ausland gesammelten Erfahrungen ist es notwendig, dass die Erstellungskosten à fonds perdu getragen werden, da die Betriebskosten den Mietzins voll in Anspruch nehmen. Dabei ist mit einem Zins von Fr. 100.— pro Monat und Mieter zu rechnen. Für die Finanzierung ist ein Schlüssel zu finden, der dem Interesse der Stifter Rechnung trägt.

Die Gestaltung der Idee

Grundmotiv der architektonischen und betrieblichen Gestaltung ist der Wunsch nach einer Siedlung als Stätte der freien Begegnung. Die Vorarbeiten der Architekturstudenten und das von der beratenden Kommission erstellte Raumprogramm lassen die Idee vor allem in der Vielfalt der Kontaktmöglichkeiten erkennen. So wird bei der Standortwahl die Stellung im Brennpunkt zwischen dem Schulareal und der Wohnbebauung einerseits und zwischen der Sportanlage und dem Erholungsgebiet Waidberg anderseits bevorzugt.

Dasselbe lässt sich bei der Zusammensetzung der Benützer beobachten. Von den rund tausend Einwohnern sind ein Viertel Verheiratete, die Zweizimmerwohnungen erhalten sollen. Assistenten werden ebenfalls zugelassen, und um die akademische Familie vollzumachen, sind 20 Dozentenwohnungen projektiert. Im Gegensatz zur Cité universitaire in Paris möchten wir eine Clanbildung mit den zugehörigen Inzuchterscheinungen vermeiden und eine gesunde Mischung zu erreichen versuchen, in der alle Schulen gleichmässig verteilt sind.

Das Gemeinschaftszentrum dient nicht nur den Bewohnern der Siedlung, sondern auch allen übrigen Benützern der Aussenstation, dies allein schon durch die Mensa. Darüber hinaus soll es mit seiner Caféteria, mit seinen Klubräumen, Läden und Kegelbahnen auch der anliegenden Bevölkerung und den Spaziergängern offenstehen. Als letzte Benützergruppe sind noch die Hotelgäste zu erwähnen. Nach skandinavischem Muster kann die Anlage während der Ferien als Hotel betrieben werden, was einem bemerkenswerten Mietzinszuschuss gleichkommt. Es wäre noch abzuklären, ob für reine Hochschulbedürfnisse ein kleines Hotel nicht ganzjährig zur Verfügung stehen könnte. Gastdozenten, frisch eingetroffene Studenten, Kongressteilnehmer und akademische Wandervögel belegen schon heute ständig eine grosse Zahl von Hotelzimmern.

Struktur der Wohnanlagen

Wenn tausend Studenten zusammenleben, ist die Gefahr der Vermassung sehr gross. Es galt daher, eine Gliederung zu finden, die unserem Leitmotiv nach freier Begegnung am meisten dient. Als Ort der Kontaktnahme wird jeder Gruppierung die entsprechende Gemeinschaftsanlage zugeordnet, so wie es das Gemeinschaftszentrum mit der Mensa für die gesamte Siedlung darstellt.

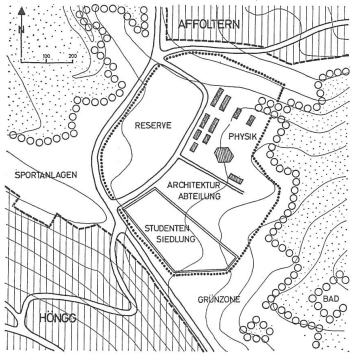
So sollen die tausend Studenten vorerst in vier Wohngemeinschaften gegliedert werden, wobei noch offen bleibt, ob die Verheirateten sich aufteilen oder eine eigene Gruppe bilden. Der zugehörige Gemeinschaftsraum von 80 m² dient kulturellen oder geselligen Anlässen wie Filmvorführungen oder Parties. Zu der nächstkleineren Stufe, der sogenannten Wohneinheit für 48 Studenten, soll ein Bastel- oder Spiel- und Fernsehraum gehören, der Gelegenheit zu gemeinsamem Tun gibt. Der wichtigste Treffpunkt ist jedoch die grosse Wohnküche, die jeweils von einer Gruppe von 8 Studenten gemeinsam betrieben wird.

Alle diese Anlagen dienen dem Kollektiv. Als Gegenpol ermöglicht das Zimmer dem Studenten, im Sinne einer Klause aus der Oeffentlichkeit in die Privatsphäre zurückzukehren. Es gibt daher nur Einerzimmer, die entsprechend ihrer dreifachen Funktion als Wohn-, Arbeits- und Schlafraum eingerichtet werden.

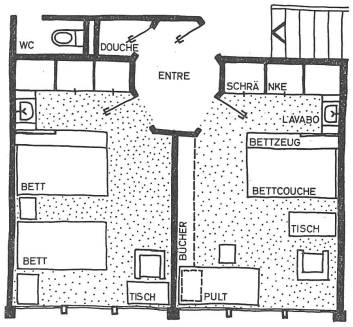
Was nun?

Die beratende Kommission hat ihren Bericht im Herbst 1961 abgeliefert. Seither ruht er bei den Behörden. Erst nach ihrer Stellungnahme kann die Stiftung gegründet werden. Wir üben uns daher in Geduld. Als nächstes wäre der genaue Standort zu bestimmen und die definitive Projektierung in die Wege zu leiten. Bei einer Aufgabe von derart nationaler Bedeutung und solchem Umfang wäre ein architektonischer Wettbewerb sicherlich angezeigt, es sei denn, wir würden uns aufraffen und die Gelegenheit benützen, um Le Corbusier einen direkten Auftrag zu erteilen. Die Detailprojektierung benötigt mit allen Vorbereitungen mindestens zwei Jahre. Die Studentenschaft erwartet, dass die Siedlung mit allem Nachdruck weiterverfolgt wird, und hofft, dass die ersten Bewohner 1965 einziehen können.

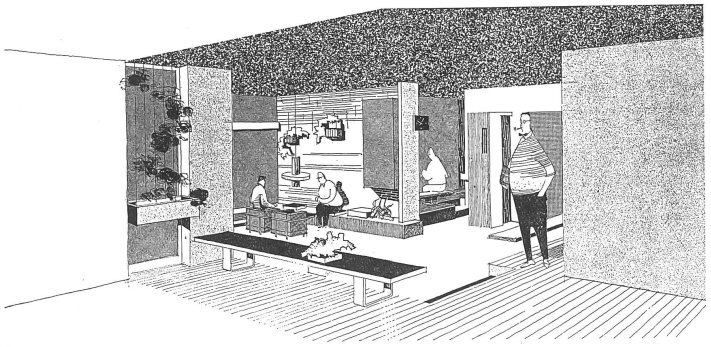
Nutzungsplan Hönggerberg mit den Physikbauten von Prof. A. H. Steiner.



Studentenzimmer. Links die Variante für den Hotelbetrieb im Sommer. Projekt Wagner.



Innenperspetive eines Gruppenraumes. Projekt Argast.



Literaturverzeichnis — Zürich

Christen, Schibli, Wagner: Studentische Bauten in Dänemark (Studentische Wohnbaukommission, April 1959)

Flueler: Eine kleine Geschichte handelnd von Operetten, Eremiten und einer Siedlung. (Studentische Wohnbaukommission, Januar 1959)

Foner: Semesterarbeit: Studentensiedlung des 4. und 5. Semesters der Abteilung I unter Prof. Moser und Prof. Waltenspuhl, Sommersemester 1959.

Geisendorf: Entwurf zum Ausbau des ETH-Zentrums mit Studentenheim (Winter 1961)

Hatt: Wohnverhältnisse für Studenten in Zürich. (Studentische Wohnbaukommission, August 1960)

Lentzsch, Wagner: Bericht über das colloque sur le logement, Paris, April 1960. (Verband der Schweiz. Studentenschaften)

Lüscher, Wagner: Provisorische Studentenhäuser in Zürich. (Studentische Wohnbaukommission, August 1960)

Portmann: Verkehrsstudie Hönggerberg. (Wintersemester 61/62, Abt. I)

Wagner: Bericht über den 6. Internat. Architekturstudenten-Kongress in Hannover. (Studentische Wohnbaukommission, September 1959)

Wagner: Berlin, Bericht über studentische Wohnanlagen. (Studentische Wohnbaukommission, Januar 1961)

Botschaft: des Bundesrates an die Bundesversammlung Nr. 7752 (6. 2. 59) und Nr. 8150 (7. 2. 61) über die bauliche Entwicklung der ETH.

Protokoll: Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen «Zürcher Studentensiedlung — wo und wie?» (Studentische Wohnbaukommission, Sommer 1960)

Protokolle: Beratende Kommission für Fragen betr. die Studenten-Siedlung auf dem Hönggerberg (Nr. 1, 2, 3, 4, September 1960 bis Juli 1961)

Vorlage: des Stadtrates an den Gemeinderat von Zürich über die Bauordnung für das Gebiet des Hönggerbergs. 9. Dezember 1960.

Letzte Nachrichten

In der Zimmervermittlungsstelle traf folgendes Schreiben ein:

Sehr geehrte Herren
In der Hoffnung, einige neue Gesichtspunkte zur Wohnfrage der Studenten beizutragen, gestatte ich mir, Ihnen in der Folge mitzuteilen, was folgt:
Ich bin seit mehr als 5 Jahren als Kunstwasserspringer tätig. Die Ausstrahlung des Springers ist eine intensive und es ist deshalb nicht gleichgültig, wer in Wohngemeinschaft mit dem Wasserspringer lebt. Schon verschiedene Studenten waren in unserer Wohnung als Zimmermieter, und ich habe mich stets bemüht, wenn notwendig, zur Erhaltung des Friedens beizutragen.
Ich war im Jahre 1960 intensiv als Springer tätig. Ich hatte die Absicht, die im Sport gewonnenen Erkenntnisse im Winter 1960 und im Frühjahr 1961 zu verwerten. Tatsächlich jedoch ist die Ausstrahlung des Herrn P. Löliger, Kt. Baselland, Student, so, dass sowohl Arbeitsleistung wie auch Gesundheit gefährdet wurden, ich erlitt verschiedene Herzkrisen, da seine Ausstrahlung im Gegensatz steht zu der meinigen. Ich ersuchte deshalb Herrn Löliger wiederholt, sich nach einem anderen Zimmer umzusehen.
Alle Gläubigen haben entweder die Grundeigenschaften der Linken, der Mitte oder der Rechten. Ich habe Eigenschaften der Mitte, der Herr Student hat Eigenschaften der Linken. Ich erlaube mir sehr höflich, sehr geehrte Herren, Ihnen auf Grund gemachter Beobachtungen zu empfehlen, bei Zuweisung von Studenten in Familien darauf zu achten, dass Studenten mit Eigenschaften der Linken, der Mitte oder der Rechten bei Familien mit gleichen Eigenschaften der Linken, der Mitte oder der Rechten, ein Zimmer finden.
Nur so kann allerseits grosser Schaden an Leib und Seele verhütet werden.
Ich befürworte Siedlungen für Studenten, denn dadurch können am ehesten Spannungen und Reibungen in der Bevölkerung vermieden werden. Ich betrachte es als notwendig, dass eine solche Siedlung eine Kirche hat oder eine Kapelle oder einen geeigneten Saal.
Ich danke Ihnen zum voraus, sehr geehrte Herren, für die freundliche Aufnahme dieses Briefleins und grüsse Sie in aller Bescheidenheit und mit vorzüglicher Hochachtung. sig. R. B.

Zwei Fliegen auf einen Schlag
Kurz vor Drucklegung erhalten wir noch die Nachricht, dass ein in dieser Zeitung geäusserter Wunsch bereits in Erfüllung geht: Das Studentenfoyer wird Wirklichkeit, und gleichzeitig kann ein weiteres Haus mit 14 Zimmern von der Studentenschaft übernommen werden – und was für ein Haus. Kennst Du den schönsten Platz in der Altstadt links der Limmat? Ein halbes Dutzend Bürgerhäuser, eine Kirche und mitten drin ein Baum? Die Peterhofstatt ist eine der letzten Inseln der Ruhe in unserer mit Verbrennungsmotoren reichlich gesegneten Stadt. Unser Haus ist die Schlüsselgasse 16 und trägt den Namen «Zur Helferei», denn im 2. Stock zeigt ein Brücklein, das sich direkt zum ehrwürdigen Turm von St. Peter hinüberschwingt, den alten Verwendungszweck des Gebäudes an. Wo einst die Pfarrhelfer hausten, war bis zum 1. Juli ein Antiquitätengeschäft mit Laden, Werkstatt, Möbellager und zwei Wohnungen. Auch hier handelt es sich um ein Abbruchobjekt. Unser Vertrag läuft vorläufig ein Jahr, und bis zum Abbruch können noch weitere dazukommen. Der Hauseigentümer hat uns für die Einrichtung volle Freiheit gelassen. Architekturstudenten, Dekorateure und Bastler, vereinigt Euch! Der Laden muss in einen grossen Clubraum verwandelt werden. Wer hat Lust, ein Cheminée zu bauen? Wir wollen Wände herausbrechen und neue einsetzen. Fünf Geschosse sind aus den Beständen des Brockenhauses und der Gantlokale zu möblieren. Fresco-Maler und Land-Streicher erhalten gratis ein Betätigungsfeld.
Die Wohnungen können, sobald eingerichtet, bezogen werden. Anmeldungen nimmt die Zimmervermittlungsstelle entgegen. Drei 1½-Zimmer eignen sich besonders für Ehepaare. Die Clubräume sollen bis Oktober bereitgestellt werden.
N.B. Der Hausverwalter Alex Lesker ist Bauing. und sucht einen Chefarchitekten! Der Clubleiter Ruedi Hübner hat das Wirtschaftspatent.

Die Studenten bewarben sich auch schon um die Helvetia als Unterkunftsmöglichkeit. Wir boten 10 000 Franken an. Leider ist bis heute kein Besitzer zu finden und die einzigen Bewohner werden demnächst nur noch Fische sein.
Foto Scheidegger, Neue Zürcher Zeitung

In der Hölle ist noch Platz

Brauchst du in Zürich eine Wohnstätte, so suche dir eine alte Waschküche oder ein Gartenhäuschen und mache es dir als Zimmer zurecht.

Der Unterschied zwischen solcher Wohnungsnot und der heutigen Wirklichkeit in unserer Stadt ist erschreckend klein geworden. Und doch werden Projekte aller Art vorgeschlagen und diskutiert, woran es aber mangelt ist:

vernünftige Gesamtplanung und Initiative

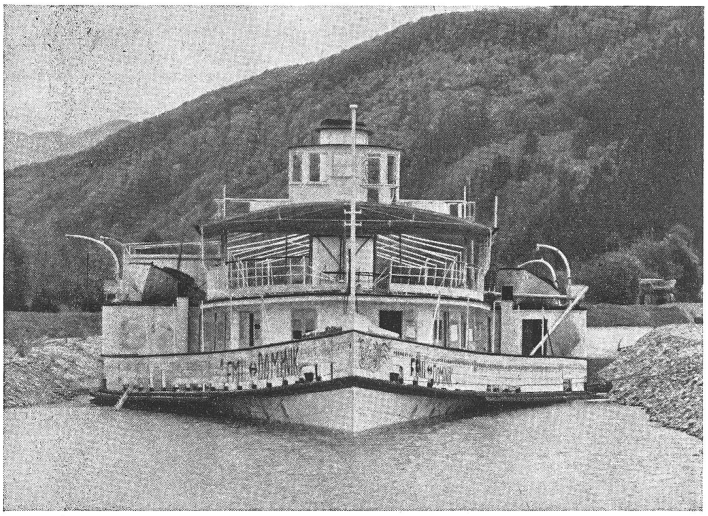
Es gilt die siedlungspolitische Dezentralisation durch die Entwicklung lebenskräftiger und kulturell eigenständiger Wohn- und Arbeitszentren in den Regionen anzustreben.

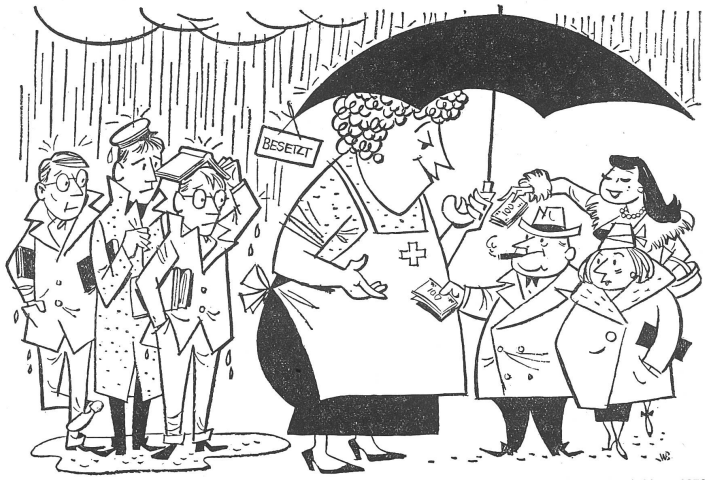
– Auf dem Gebiet des Wohnungsbaus dürfen die derzeitigen konjunkturdämpfenden Massnahmen des Baugewerbes und der Banken nicht zur Anwendung kommen.

– Staatliche Förderungsmassnahmen sollten, wo sie sich aufdrängen, vorab dem Mittelstand zugutekommen.

– Die schrittweise Lockerung der Mietpreiskontrolle ist eines der dringenden Gebote zur Wiederherstellung normaler Zustände auf dem Wohnungsmarkt.

FREISINNIGE PARTEI
DES KANTONS ZÜRICH

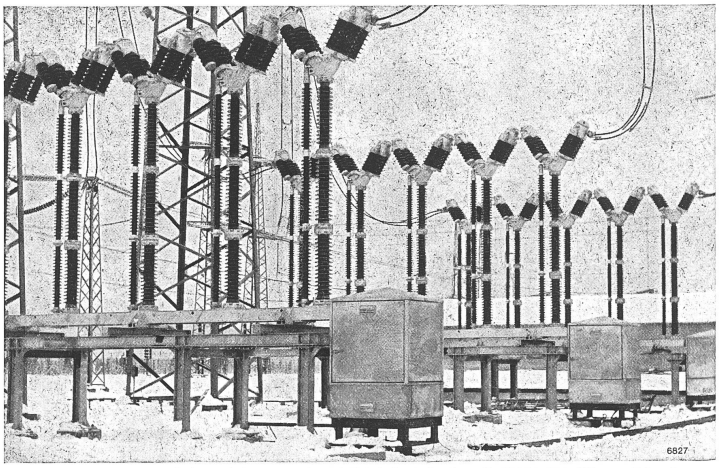




Kein Platz für helle Köpfe?!

Tages-Anzeiger Nr. 274, 21. Nov. 1959

Es genügt nicht, die Fortschritte der Technik zu erkennen, man muss sie beherrschen: Die Industrie braucht Starkstrom-Ingenieure



Oelarmer Leistungsschalter mit Mehrfachunterbrechung für 420 000 V, in Kilforsen, Schweden

S&S Sprecher und Schuh AG. Aarau